

Kapitel 5:

Die Adoleszenten

5.1 Die Halbstarken

Ehemalige Gassen- und Kriegskinder verbringen auch als Jugendliche viel Zeit auf Straßen und Gassen, auf Plätzen der Großstadt, in Vergnügungsparks und städtischen Freibädern, am Donauufer, an den Teichen der Lobau und so fort. Sie tragen nun aber modische Kleider und orientieren sich an Vorbildern aus Filmen und Illustrierten. Wenn ich ihre Gruppierungen als »autonome« Jugendkulturen bezeichne, soll nicht übersehen werden, dass auch sie freilich bis zum Ende der Berufslehre oder einer mittleren oder höheren Schule existenziell an ihre Herkunftsfamilien gebunden sind, auch wenn sie die herrschende Mode übernehmen, auch wenn sie sich ästhetisch und ideologisch von Eltern, Großeltern und Verwandten unterscheiden. Wie die autonome Kindergruppe ist auch die Peergroup der Adoleszenten ein Netzwerk im Macht-Dispositiv, das dem Einzelnen Orientierung, Bedeutung, Zugehörigkeit, Gegner, Konkurrenten, Kraftproben und Konflikte verschafft. Die Adoleszenz ist nach der Kindheit eine höhere Schule fürs Leben. Aber was heißt das genau? Und warum wird Jugendlichen von verschiedenen Autoritäten des Staates, der Kommune, der Parteien und der Familien misstraut?

Jugendliche sind weder bindungs- und orientierungslos, noch ziehen sie plan- und zwecklos durch die Straßen der Großstadt. Dennoch imaginieren Fürsorgerinnen, die Schulverwaltung, die Polizei, Funktionäre bürgerlicher, christlicher und sozialdemokratischer Vereine die Gefahren, die den Jugendlichen angeblich drohen. Dass dabei auch Sexualneid und Freiheitsneid einer oft weitaus stärker unterdrückten Elterngeneration im Spiel sind, ist nicht auszuschließen. Rassenhygiene, von Karl Kautsky sozialistische Eugenik genannt, verleiht dem angeblichen progressiven Verfall der städtischen Jugendlichen beider Geschlechter das Gewicht eines biopolitischen Problems, das mit medizinischen, pädagogischen und polizeilichen Mitteln ‚gelöst‘ werden soll.

Neben autonomen Jugendgruppen bilden auch Parteien, Kirchen und Vereine Jugendgruppen aus. Die Pfadfinder und die Roten Falken, die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) und andere folgen in vielem der Deutschen Jugendbewegung vor dem Ersten

Weltkrieg.¹ Im Übergang zu den demokratischen Nachfolgestaaten der Monarchien erscheint ihnen vieles ungewiss. Sozialisten, Sozialdemokraten und Kommunisten setzen auf die Vorbildwirkung der Russischen Revolution von 1917. Während die autonomen Jugendgruppen die Konsumprodukte der Industrie kaufen oder nachahmen, und darüber neue jugendkulturelle Stile ausbilden, ziehen Jugendgruppen politischer Parteien eine asketische Lebensweise vor, aus der sie ihre kulturelle Exzellenz konstruieren. Sie kritisieren den Konsumismus der Eltern und die wachsende Selbstausbeutung in vielen Berufen. Es wäre unangemessen, von *einer* Jugend der 1920er und 1930er Jahre zu sprechen. Die Jugendgruppen bilden ihre eigene Lebensweise. Einige verfeinden und bekämpften sich in ihrem eigenen Namen oder stellvertretend für ihren politischen oder religiösen Glauben, für Parteien und Bewegungen.

Dass libertäre und autonome Jugendkulturen von straff organisierten Jugendorganisationen und auch von Amtsträgern des Habsburgischen Staates und der Ersten Republik misstrauisch und oft auch abfällig besprochen werden, kann nicht überraschen. Der Kampf gegen autonome Jugendkulturen wird nicht nur von politischen Regimen, sondern auch von rassenhygienischen Ideen angeleitet. Kirchliche Autoritäten, christlichsoziale, sozialdemokratische, deutschnationale und nationalsozialistische Funktionäre werfen autonomen Jugendgruppen vor allem mangelnde Arbeitsdisziplin und »sittlichen Verfall« vor. Eine erste Vorstellung davon gibt 1912 ein evangelischer Pastor in St. Pauli, einem Stadtteil von Hamburg. In seinem Pamphlet *Die Halbstarken* spricht Clemens Schultz nicht nur für sich selbst und nicht nur für seine Konfession. Er benutzt unverkennbar Topoi der deutschen Rassenhygiene:

»Diese Halbstarken [...] bilden den Mob, sind eine furchtbare, grauenerregende Macht, zumal im großstädtischen Leben; ein *Schlamm*, der immer nach unten sinkt, wenn das soziale Leben in ruhigen Gleisen fortfließt, sich am Boden der Gesellschaft festsetzt. Wehe, [...] wenn etwa durch eine Revolution, vielleicht auch nur durch einen Generalstreik oder durch große politische Erregungen das soziale Leben erschüttert wird, dann kommt dieser Schlamm nach oben und ist von furchtbarer Wirkung. Dieser Mob ist viel schlimmer und verderblicher als einzelne sog. schwere Verbrecher. Gegen diesen kann man sich schützen, jene *Mächte der Finsternis* aber wirken vergiftend, verpestend, viel schlimmer, als alle ansteckenden Seuchen.«²

Wenige Jahre später trifft ein Berliner Berufskollege, Günther Dehn, eine noch allgemeinere Aussage über »die städtische Jugend«, ohne sich auch nur im Ansatz um eine Differenzierung der Milieus und der sozialen Klassen, der Geschlechter, der religiösen oder politischen Orientierungen zu bemühen. Die Pastoren führen also einen totalisierenden

1 Vgl. Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler, Hg., »Mit uns zieht die neue Zeit.« Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985; Johanna Gehmacher, Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938, Wien 1994; Dieter Baacke, Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung, 2. überarbeitete Auflage, Weinheim/München 1993; Dieter Baacke, Wilfried Ferchhoff, Jugend, Kultur und Freizeit. In: Heinz-Hermann Krüger, Hg., Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1993, 403–445.

2 Ebd., 26.

Diskurs, der die Legitimität jedweder Jugendkultur außerhalb kirchlicher und staatlicher Institutionen in Abrede stellt. Dehn hebt den Konsum von Zigaretten, bestimmte Kleider und Frisuren hervor. Noch viel schwerer wiege, dass Jugendliche zu früh am »anderen Geschlecht« interessiert seien und »sittlich« verfielen. Pastor Dehn bringt es auf den Punkt, auch wenn ihm seine christliche Erziehung nicht erlaubt, das Skandalon auch beim Namen zu nennen: heterosexuelle Beziehungen vor und außerhalb der Ehe, ohne jede Kontrolle der Lehrer, der Eltern und der Priester eine Ungeheuerlichkeit. Der Anspruch der Kirchen auf die Einhegung des Sexus in der christlichen Ehe steht auf dem Spiel.

»Er (der Halbstarke) ist der eigentliche, typische Kinobesucher. Er geht schon mit 17 Jahren in die Kneipen [...] und kann schon mit 16 Jahren eine Braut haben, d.h. ein durchaus nicht jünglingshaft romantisches, sondern ein recht unerfreuliches Verhältnis zu einem Mädchen.«³

Mädchen und Frauen sind für die Pastoren jenes »andere« verführende Geschlecht, das Adam den Apfel hinhält und das Paradies zerstört. Bis in die 1930er Jahre hält sich der Diskurs über die »halbstarke« Großstadtjugend. Dann wird er durch die Erregung über anders bezeichnete und sich anders stilisierende Jugendgruppen wie die kommunistischen »wildes Cliques« in Frankfurt am Main, die bürgerlichen »Swingboys« in Hamburg, die »Stenzen« in München, die Schlurfs und Swings in Wien abgelöst (s.u.). In den späten 1950er Jahren taucht der Begriff »Halbstarke« überraschenderweise noch einmal auf. Nun bezeichnet er allerdings eine Jugendkultur mit ganz anderen und neuen Stilmitteln. In den 1950ern tragen die so bezeichneten Jugendlichen Blue Jeans und kanadische Holzfällerhemden, Lederjacken. Sie leben nicht mehr in der Klangwolke des Swing und Big-Band-Jazz, sondern in der des Rock'n'Roll (*Rocking and Rolling*). Ihre Helden sind Bill Haley & His Comets, Little Richard und Elvis Presley. Filme mit dem jungen Marlon Brando und James Dean machen die Musik, die Mode und die Körperhaltung der neuen Halbstarke in vielen Städten der westlichen Welt und auch in Wien bekannt. Führer*innen der sozialdemokratischen Jugendorganisationen, sozialdemokratische Journalist*innen und lokale Funktionäre stehen den Halbstarke der 1910er Jahre, den Schlurfs und Swings der 1930er und 1940er Jahre und den neuen Halbstarke in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre durchwegs skeptisch, ja oft feindselig gegenüber. Dass sie sich autonom zu Gruppentreffen verabreden und sich der Kontrolle von Erwachsenen weitgehend entziehen, scheint vielen Autoritäten in den Ämtern des Staates und der Kommune und der christlichen Kirchen besorgniserregend.

Neben den genannten Jugendgruppen untersuche ich auch bisher wenig oder gar nicht beachtete Muster der Vergesellschaftung von Burschen und Mädchen. Es geht mir in diesem Kapitel nicht um eine vollständige Soziologie der Jugendkulturen der 1920er und 1930er Jahre. Das wäre ein eigenes Buch. Vielmehr interessiert mich, warum Jugendkulturen unter den Bedingungen der 1920er und 1930er Jahre in ihrer auffälligen Vielfalt entstehen und was sie für die Jugendlichen selbst und in der Stadtgesellschaft bewirken.

3 Günther Dehn, Großstadtjugend. Beobachtungen und Erfahrungen aus der Welt der großstädtischen Arbeiterjugend, Berlin 1919, 2. Auflage, 1922.

Lehrlinge der Industrie, des Gewerbes und des Handels bilden innerhalb von Parteien, Kirchen und Gewerkschaften Jugendgruppen. Sie sind nicht autonom, aber auch sie sind kritisch gegenüber den Organisationen, die sie finanzieren und dirigieren. Selbst Dienstmädchen, die weithin für isoliert und unpolitisch gehalten werden, bilden in ihrem Stadtviertel Freundschaften untereinander. In ihrer knappen Freizeit besuchen sie an Sonntag Nachmittagen gemeinsam für wenige Stunden den Wiener Prater oder einen Rummelplatz in ihrer Nähe. Sie tauschen ihr Wissen um Arbeitsplätze und um Möglichkeiten der Resistenz gegen übergriffige Dienstgeber*innen; sie unterstützen einander bei der Suche nach einer besseren Arbeitsstelle in Gewerbe und Industrie oder nach einem bürgerlichen Haushalt, der ihnen bessere Bedingungen bieten kann. Sie bestärken einander in ihrem Vorhaben, ihr geringes Einkommen nicht mehr an ihre Mütter zu schicken und stattdessen für einen künftigen, eigenen Haushalt zu sparen. Sie stellen somit eine oft übersehene Peergroup von Mädchen und jungen Frauen dar. Sie befreien sich ein Stück weit mit dem Rückhalt und Rat der Gruppe aus paternalistischen Zwängen und einige von ihnen werden zu selbstbewussten, auch modebewussten Städterinnen. Diese Erkenntnis widerspricht der sogenannten Dienstboten-Forschung, die allein unterdrückte und ausgebeutete Opfer sehen kann. Dass sie am Ende der Erwerbsarbeit in einer patriarchalen Ehe ihr kleines Glück suchen, ist nicht zu übersehen. Darauf arbeiten sie über Jahre hin. Aber was wäre die Alternative?

Im Übrigen sind auch Jugendliche in der Hitlerjugend, in der SAJ oder in der kommunistische Jugend im soziologischen Sinn zwar keineswegs autonom, aber doch auch kritisch gegenüber erwachsenen Funktionären ihrer Organisationen. Nicht zuletzt übernehmen sie Elemente der Zeit- und Kulturkritik aus der deutschen Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg und wollen in jungen Jahren – wie am Hitlerjugenden Treumann gezeigt – bessere Väter und Bürger werden. Was die Organisation der HJ und der Krieg aus ihnen machen, steht auf einem anderen Blatt.

Was aber haben Jugendgruppen und Jugendkulturen bei allen eminenten Unterschieden gemeinsam? Männliche und weibliche Peers stützen das oft vereinzelte und einsame Subjekt in seiner in vieler Hinsicht unsicheren Adoleszenz und orientieren es. Einige Gruppen benutzen kulturindustrielle Mittel der Hohen Moderne, um sich von den Erwachsenen oder von rivalisierenden Gruppen zu unterscheiden und Jugend-Generation anzugehören, die den Geist der Zeit oder einer politischen Bewegung besser versteht oder aber schärfer kritisiert als ihre längst angepassten oder resignierten Eltern. Bei aller Rebellion und Neigung zu Kritik und Widerspruch gehen Burschen und nicht wenige Mädchen, teils freiwillig, teils gezwungenermaßen am Ausgang oder schon in der Mitte der jugendkulturellen Lebensphase in den Krieg oder in die Kriegs-industrie, weshalb sie berufliche und private Entscheidungen wie die Berufswahl und die Partnerwahl nochmals deutlich hinausschieben müssen. Es ist ein kriegführender Staat, der dies erzwingt. Viele andere treten in die Institution der patriarchalen Ehe und Familie ein und fügen sich als junge Männer und Frauen in ein patriarchales Regime. Was ist dann aber der Effekt ihrer vehementen Bemühungen in ihrer Jugend, sich mit symbolischen Mitteln voneinander und von den Erwachsenen in ihren Familien und in ihren Institutionen und Parteien zu unterscheiden? Hat jugendkulturelle Distinktion, so verschieden sie ideologisch und politisch angelegt ist, individuell und kumulativ eine zivilisatorische Wirkung?

5.2 Differenz und Distinktion

Um mit einer grundlegenden und folgenreichen Differenz zu beginnen: Mädchen haben in den 1910er und 1920er Jahren ungleich geringere Chancen auf berufliche Ausbildung und Qualifikation als Burschen. Wenn sie nach Beendigung der Pflichtschule nicht umgehend ins Verdienen müssen und eine Lehre, gar eine weiterführende Schule absolvieren, stellen sie für den Familienhaushalt objektiv und in der Wahrnehmung der Eltern auch subjektiv eine wirtschaftliche Belastung dar. Nach absolvierter Schulpflicht werden viele Mädchen von ihren Eltern in den häuslichen Dienst, als Hilfsarbeiterinnen oder als Lehrlinge in schlecht zahlende Textilgewerbe oder als landwirtschaftliche Arbeiterinnen auf Gutshöfe im Süden und Osten Wiens »ins Verdienen« geschickt. Der männliche Lehrling verdient nach Abschluss einer dualen Ausbildung (Berufsschule und Betriebslehre) als Facharbeiter, als Lehrgeselle oder als Meister eines Gewerbes oder einer Industrie, als Angestellter eines Handelsbetriebs etc. deutlich mehr als seine zur Schneiderin, Verkäuferin, Lehrerin oder Fürsorgerin etc. ausgebildeten Schwestern. Söhne und Töchter werden von den Eltern und anderen Angehörigen aber nicht nur im Hinblick auf die Erwerbsarbeit, sondern auch im Hinblick auf ihr Geschlecht, ihre Sexualität, ihre häuslichen Pflichten und die Versorgung alter Eltern oder Großeltern kontrolliert und im Sinn der patriarchalen Ordnung benachteiligt und ungleich *gemacht*. Dieses *Doing difference* durch Eltern, Brüder, Lehrherren, Dienstgeberinnen usw. gilt es zu verstehen, wenn die erzeugten Unterschiede nicht naturalisiert werden sollen. In autobiographischen Erzählungen finden sich Hinweise, dass Mädchen und junge Frauen ihre multiple Benachteiligung selber als ungerecht wahrnehmen und gegen sie – wenn auch oft erfolglos – protestieren. Es handelt sich also nicht um eine umkämpfte Ungleichmachung, unabhängig davon, ob eine Partei, eine Religion oder eine Gewerkschaft diesen oft im Privaten verborgenen Kampf der Mädchen und Frauen unterstützt.

Großbetriebe der Industrie und des Handels bilden in den 1910er, 1920er und 1930er Jahren fast nur männliche Lehrlinge aus. Lehrplätze für Mädchen finden sich im kleinen und mittleren Textilgewerbe, im Handel und in öffentlichen und privatwirtschaftlichen Büros. Vor allem innovative Industrieunternehmen sind daran interessiert, Burschen über die Industrielehre zu Fachkräften möglichst umfassend auszubilden. Nach Abschluss der Lehre bleiben sie oft auch im Unternehmen, und die besten rücken nach einer strengen Prüfung in den Status von Lehrgesellen und Meistern auf, werden Leiter einer Werkstätte im Industriebetrieb oder Angestellte im mittleren Management. Sie genießen einen höheren Schutz vor Kündigung – auch in Wirtschaftskrisen. Mädchen hingegen werden von Industriebetrieben meist nur als Hilfsarbeiterinnen oder rasch angelernte Arbeiterinnen eingestellt. In den wiederkehrenden Wirtschaftskrisen und in saisonalen Absatzflauten werden sie als erste und jedenfalls vor Gesellen und Meistern entlassen. Sie bilden eine »industrielle Reservearmee«, die in der Krise überflüssig wird und in der Hochkonjunktur die Gewinne der Unternehmen erhöht.

Männliche Lehrlinge erhalten entweder nach dem täglichen Arbeitsschluss oder an Wochenenden eine teils allgemeine, teils branchenspezifische Ausbildung in der Fortbildungsschule bzw. Berufsschule (»duales System«). Hier werden sie auch in Deutsch, angewandter Mathematik und Geometrie unterrichtet. Ein gutes Abgangszeugnis aus der Pflichtschule ist Voraussetzung, um als Lehrling von einem angesehenen Industriebe-

trieb aufgenommen zu werden. Lehrlinge werden einem Lehrgesellen oder Meister zugeordnet. In Großbetrieben wie Siemens & Halske (Elektrotechnik) oder Werner & Pfleiderer (Maschinenbau) durchwandern sie im Lauf der Lehrjahre alle produzierenden Abteilungen des Unternehmens. Neue Technologien der Elektroindustrie, im Maschinenbau und in der Chemischen Industrie erfordern nicht nur praktische Fertigkeiten, sondern auch ein sich immer rascher erneuerndes allgemeines und technologisches Wissen.

Im Unterschied dazu sind die in den Büros der Lohnverrechnung und des Expedit (s. Kapitel 5.6) beschäftigten Mädchen und jungen Frauen, selbst wenn sie arbeitsrechtliche und andere Vorteile genießen, auf längere Sicht einem *gegenläufigen* Prozess der *Dequalifizierung* unterworfen. Sie bedienen Maschinen, die noch der Menschenhand bedürfen wie das Hollerith-System in der Ankerbrot-Fabrik, Rechen- und Buchhaltungsmaschinen, Schreibmaschinen und so weiter. Aber bald werden auch diese Fähigkeiten in einer allgemeinen Schul- und Berufsausbildung vermittelt und geringer bezahlt. Einige der »Bürofräuleins« und nicht zufällig die hübschesten ziehen in die Vorzimmer der Chefs und Abteilungsleiter ein. Dem Wissen und der Handfertigkeit, der Disziplin und dem Fleiss muss also das Aussehen oder präziser gesagt die Ansehnlichkeit im Auge der Männer als Ressource hinzugefügt werden – ein weiterer Hinweis auf die Relevanz des intersektionalen Ansatzes. In industriellen Großbetrieben werden Mädchen und junge Frauen überwiegend als Hilfsarbeiterinnen oder als rasch anzulernende Arbeiterinnen beschäftigt, um durch tayloristische Planung und Automatisierung der Fertigung vereinfachte Arbeiten unter der Anleitung männlicher Facharbeiter und Meister durchzuführen (s. Kapitel 5.7.3).

5.3 Sozialistische Arbeiterjugend. Politische Bildung und die Kontrolle des Sexus

»Es war ja damals nach dem Ersten Weltkrieg eine *Politisierung* der Jugend in weiten Kreisen, wie man sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen kann. Ich hab das alles innenpolitisch miterlebt. Wir haben damals von Rußland gehört, wir haben damals laut immer wieder unsere Parole rausgegeben: Hände weg von Sowjetrußland! – Mein Vater hat allerdings gesagt, das wird keine Diktatur des Proletariats, das wird eine Diktatur über das Proletariat – na überlassen wir das der Geschichte. Jedenfalls haben wir fleißig Ausflüge gemacht und unsere Zusammenkünfte. Nachdem es zunächst noch in der Monarchie war, musste jede Zusammenkunft des Verbandes der jugendlichen Arbeiter bei der Polizei angemeldet werden. Und dann mußten wir immer warten, bis der Zensurbeamte, ein Mann in Uniform mit einem Degen und mit einem hohen Kappel, ein Polizeikommissar, bis der kommt und oben am Tisch des Vorsitzenden Platz nimmt. Rechts und links hingen die beiden Heiligenbilder, auf der einen Seite der Marx, auf der anderen der Lasalle, und in der Mitte sind also der Vorsitzende und sein Stellvertreter gesessen und auf der linken Seite der Zensor, und der hat genau aufgepasst, was da besprochen wird. Aber wir waren immer vorsichtig mit unseren Äußerungen und haben alles in verdeckter Form gebracht, sodass er eigentlich nie einen Anlass gehabt hat einzugreifen. [...] So war das Vereinsleben während der Kriegszeit.

Und natürlich eines Tages war dieser Mann weg, der ist dann auch nicht mehr gekommen, die Zeiten waren schon andere und die Zensur war aufgehoben.

Wir haben damals eine Diskussion gehabt: Es war damals die Russische (Oktober)Revolution, und damals haben wir uns gesagt, jetzt stehn wir unmittelbar vor dem Sozialismus, jetzt kann es nimmer lang dauern, die sozialistische Umgestaltung hat eigentlich schon begonnen. Das haben wir damals geglaubt, aber dieser Weg, glaub ich, zieht sich heute noch. – Es sind dann bei uns auch die *Arbeiterräte*⁴ gebildet worden. Ich kann mich erinnern, im Schönbrunner Stöckl, das ist jenes kleine Gebäude nahe der Kirche in Hietzing, es war glaub ich ein Portierhäuschen, da hat sich der (Wiener) Arbeiterrat konstituiert.«⁵

Willi Zvaceks Vater ist einer jener »Arbeiterräte«, die gemeinsam mit »Soldatenräten« eine Republik der Räte schaffen wollen (s. Kapitel 1.3.2). Dass er sich über Lenins Politik skeptisch geäußert haben soll, ist erstaunlich und könnte eine Rückprojektion von späterem Wissen sein.⁶ Die Ausrufung der Republik Deutschösterreich am 12. November 1918 wird von vielen Jugendlichen bei Siemens & Halske und in der SAJ als Vorspiel einer europäischen sozialistischen Revolution interpretiert, die auch vor dem kleinen Österreich nicht Halt machen werde.

»Wir haben uns ja damals sehr gefühlt, nicht wahr, die Revolution war da, jetzt sind wir wer, wir haben bald eine sozialistische Regierung. Die größte Enttäuschung, die ich erlebt habe, war dann die erste Wahl, wie wir auf einmal bemerkt haben, dass wir ja gar nicht so allein sind, sondern dass die Gegner so stark sind, dass wir dann (bei der zweiten Wahl im Jahr 1920) sogar die Mehrheit verloren haben.⁷ Aber jedenfalls haben wir damals bemerkt, dass es ein langer, ein sehr langer Weg werden wird, bis sich diese Sache (offenbar: die kapitalistische Gesellschaft) ändern wird. Die Rätebewegung ist ja damals schön langsam abgeflaut.«⁸

Tab. 2: Wahlergebnisse

Partei	1919		1920	
	Mandate	%	Mandate	%
Sozialdemokratische Partei	72	40,8	49	36,0
Christlichsoziale Partei	69	35,9	85	41,8
Deutschnationale Parteien	27	20,8	28	17,4

4 Vgl. Hans Hautmann, Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, Wien 1971.
5 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.
6 Vgl. Hautmann, Die verlorene Räterepublik.
7 Vgl. Reinar Matthes, Das Ende der Ersten Republik Österreich, Berlin o.J., 49, Tabelle 14.
8 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Das »wir« am Beginn des obigen Zitats meint die Gruppe von Industrielehrlingen, der Willi Zvacek angehört, und in der politisches Interesse und Wissen viel eher entstehen als bei Lehrlingen in Kleinbetrieben. Gleich am Beginn seiner Lehrzeit im Herbst 1918 tritt Willi Zvacek in den Verband der jugendlichen Arbeiter ein, der bald in *Sozialistische Arbeiterjugend* (SAJ) umbenannt wird. Sie ist für Jugendliche auch deshalb attraktiv, weil sie Burschen und Mädchen aufnimmt. Die wenig später von Willi Zvacek geleitete Gruppe zieht Jugendliche aus den Zinshäusern und Genossenschaftsbauten des 13. und 14. Bezirks an: »nicht nur aus den Eisenbahnhäusern, sondern auch aus Hacking, Hütteldorf, Baumgarten und Ober-St.Veit.« Die allermeisten Jugendlichen kommen durch persönliche Vermittlung zur SAJ. Die gewählten Obleute versuchen den sozialdemokratischen Idealen und den Forderungen der Mäßigkeitsbewegung zu entsprechen. Der Kampf gegen Alkohol und Nikotin erhält in der SAJ geradezu identitätsstiftende Bedeutung. Bewusst oder unbewusst folgen die Jugendlichen damit Normen der »sozialistischen Eugenik«. Nikotin und Alkohol führen nach sozialistisch-eugenischer Vorstellung zu Verarmung und schädigen das Erbgut. Wer notorisch gegen die Gebote verstößt, riskiert den Ausschluss aus der Gruppe. Diesbezüglich ist die SAJ zwar keinesfalls autonom, aber zweifellos eine Avantgarde, die weiten Teilen der Bevölkerung weit voraus ist.

»Rauchen war verpönt, im Lokal (der SAJ) hat man nicht rauchen dürfen, aber ein paar Unverbesserliche haben sich dann immer rausgestohlen und haben draußen die Zigarette geraucht. Wir haben wütend dagegen gekämpft, und zum Teil mit Erfolg. Es war nur ein Bruchteil, der geraucht hat. Mädchen überhaupt nicht, und von den Burschen auch nur wenige. Genauso war es mit dem Alkohol. Wir waren damals zum größten Teil Mitglieder des *Arbeiterabstinentenbundes* und Alkohol war absolut tabu. Es ist natürlich vorgekommen, dass man auf Ausflügen einmal ein Bier gekauft hat, aber der ist dann sehr scheel und über die Achsel angeschaut worden. Trunkenheitsexzesse waren vollkommen undenkbar.«

Die Jugendgruppen der SAJ treffen sich regelmäßig an Sonntag Nachmittagen in Heimen, die zunächst in Baracken der ehemaligen Heeresverwaltung und später auch in neu eröffneten Gemeindebauten untergebracht sind. Viele Jugendliche gehören mehreren Teilorganisationen der SDAP an. Sie folgen damit auch der Hoffnung, eher Kontakt zum »anderen Geschlecht« zu finden und der Tabuisierung des Sexuellen im Elternhaus zu entkommen. Wochenendausflüge und »Nachtfahrten« sind deshalb besonders attraktiv. Auch hier überkreuzen sich politische, geschlechtliche und sexuelle Unterschiede. Indes versuchen die Obleute der Gruppen, frühe Paarbildungen zu verhindern, da sie die Gruppe schwächen würden. Gegenüber Eltern übernehmen die Obleute Verantwortung für die »Wahrung der Sittlichkeit«. Willi Horvath wird Mitte der 1920er Jahre zum Obmann der SAJ-Gruppe in Wien-Hernals gewählt. Er erinnert sich an die Schwierigkeit, die Eltern der Mädchen von der Ungefährlichkeit mehrtägiger Ausflüge zu überzeugen.

»Während es ein leichtes war, für einen Ausflug, der über Nacht gedauert hat, der weiter gegangen ist, die Burschen – auch wenn sie jünger waren – zusammenzukriegen, war es sehr schwer, auch einige Mädchen dazu zu kriegen. Und das war eine meiner Aufgaben, die mir so zugefallen sind, dass ich da zu den Eltern hab gehen müssen. Wir waren zum Beispiel einmal auf dem Hochschwab, und das hat zwei Nächte gedauert,

drei Tage und zwei Nächte, und da hab ich einige Mädchen müssen *loseisen* von den Eltern. Es waren die Hände der Eltern viel zu fest auf den Mädchen.«⁹

Der Obmann der SAJ Hietzing (Ortsteile Hacking und Ober-Sankt Veit), Willi Zvacek, erinnert ähnliches.

»In Ober-St.Veit, oben an der Tiergartenmauer, die Baracke steht noch, glaub ich, da hat die Jugendorganisation zwei Baracken von der Heeresverwaltung bekommen, und da haben wir damals unser Jugendheim gehabt. Und da sind unsere Mädchen natürlich auch alle hinauf, und das hat sich in Wien bald herumgesprochen, da sind sie aus allen Wiener Bezirken gekommen wegen der feschen Hackinger Mädchen, damit sie dort womöglich a Gspusi anfangen (wienerisches Idiom für die Anbahnung einer erotisch-sexuellen Beziehung), nicht wahr. Und ich bin herumgerannt wie ein Wachhund, hab ringsherum nur geschaut, dass mir keines von meinen Schäfchen etwas Gefehltes macht. Besonders die Leopoldstadt hat sich sehr für unsere *blonden Madln* da oben interessiert.«¹⁰

Wie ich im neunten Kapitel zeige, wachsen die allermeisten Kinder in Familien auf, die das Körperlich-Sexuelle tabuisieren. Der Grund dafür liegt vor allem in den oft überbelegten Wohnungen mit dicht nebeneinander liegenden oder von mehreren Personen geteilten Betten und Schlafplätzen. In der SAJ thematisieren Jugendliche auf ihren Heimabenden und mit prominenten Vortragenden wie Wilhelm Reich die Tabuisierung des Sexuellen und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Doch daraus entsteht freilich noch keine emanzipatorische sexuelle Praxis. Maria Cerwenka, die nach einer Lehre im Einzelhandel in die Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher*innen aufgenommen wird und danach in Kinderhorten des Vereins Kinderfreunde als Erzieherin arbeitet, führt zur sexuellen Enthaltsamkeit der Jugendlichen aus:

»Wir waren trotz aller Nacktkultur sehr distanziert. Die Literatur, Frühlings Erwachen, (ein Bezug auf den Roman von Frank Wedekind), es war schon für uns da, aber wir haben uns das noch nicht *anzuwenden* getraut, und wir waren ja noch selber in dieser Erziehung ganz befangen, die man von früher her gehabt hat!«¹¹

Die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Literatur, die die oft »doppelte« Sexualmoral des Bürgertums kritisiert, führt in der SAJ immerhin zur Diskussion von frauenrechtlichen und sexualpolitischen Fragen. Allerdings wird die Debatte vom rassenhygienischen bzw. sozialistisch-eugenischen Diskurs überlagert. Ärzt*innen heben – anders als Wilhelm Reich, der wohl auch deshalb bei den Jugendlichen ein sehr beehrter Vortragender ist – die drohende Schwängerung der Mädchen und die mögliche Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten viel stärker hervor als Wege zu einer angstfreien Sexualität aufzuzeigen. Die Sozialforscherin Marie Jahoda-Lazarsfeld ist in ihrer Jugend Mitglied

9 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

10 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

11 Interview 15, mit Maria Cerwenka, geboren 1905 in Simmering, Wien 11.

einer SAJ-Gruppe. In ihrem Bericht an das *Frankfurter Institut für Sozialforschung* schreibt sie rückblickend:

»Es ist bezeichnend, dass in jeder Gruppe (der SAJ) ungefähr einmal in acht Wochen ein Vortrag über *die Sexualprobleme der Jugend* gehalten wurde, der stets *die allergrößte Anziehungskraft* auf die Mitglieder ausübte. Trotzdem sind wir der Ansicht, dass es sich hier nicht um eine tatsächliche Freizügigkeit in sexuellen Dingen handelte. Mit der theoretischen Anerkennung der größten Freiheit des Sexuallebens verband sich gerade bei den Funktionären dieser Bewegung eine tatsächliche, erstaunlich große Gemessenheit.«¹²

Während die Sexualisierung der Texte und Bilder in Trivalliteratur und Belletristik, in Tanz- und Nachtlokalen, in der Werbewirtschaft und in der Mode der »goldenen Zwanziger Jahre« eine gewisse Befreiung des Sexus insinuiert, bleiben die in der SAJ organisierten Mädchen und Burschen überwiegend *asketisch und keusch*. Von der bürgerlichen Jugendbewegung und Lebensreform-Bewegung übernehmen sie die Naturmystik und den Gesundheits- und Natürlichkeits-Kult. Ihre Körper trainieren sie durch Wandern, Sport und Gymnastik. Mädchen der Schönbrunner Schule kleiden sich in weite, fließende »Reformkleider« (s. Abb. 8). Sexuelles Begehren wird durch das Gebot der »Kameradschaft« reguliert. Sozialistische Arbeiterjugend, Kinderfreunde oder der Bund Sozialistischer Mittelschüler übernehmen die Stereotypen einer alkohol-, syphilis- und nikotinverseuchten Arbeiterschaft.¹³ Die »sozialistische Eugenik« trägt den Jugendlichen Enthaltsamkeit und eine sorgsame Partnerwahl auf. Mit einigem Pathos verschieben viele die Suche nach Liebe und sexuellem Glück in die Zukunft.

Wie steht es um politische Bildung in der SAJ? Auch davon geben autobiographische Erzählungen ein genaues Bild. Ernst Oberreiter wohnt im Winarsky-Hof in der Brigittenau, Wien 20, Stromstraße 36–38. Zunächst geht er als zehn- bis zwölfjähriger Bub zu den wöchentlichen Treffen der Roten Falken (s. Kapitel 3.5).

»Es war eine große Familie. Wo immer die Zusammenkünfte waren, da sind Lieder gesungen worden. Die Falken waren separat, eine separate Gruppe (getrennt von der SAJ). Wir waren vielleicht dreißig bis fünfzig in der Gruppe. Die Zusammenkünfte waren im Winarsky-Hof, in einem Souterrain-Lokal. Von den Falken sind Wanderungen gemacht worden, also Nachtwanderungen. Es war auch ein Sommerlager, Zeltlager. Da sind auch Spiele gemacht worden und Lehrwanderungen im Wald, aber hauptsächlich Zusammenkünfte. [...] Mehr als das blaue Hemd und die rote Krawatte, das rote Halstuch mit dem Lederknopf, das war meiner Meinung nach der ganze politische Einfluss. [...] In der SAJ war es dann schon anders. In der SAJ war [...] nahezu jeden Monat ein Vortrag, also ein politischer Vortrag. Es waren auch wieder Zusammenkünfte von Burschen und Mädeln wie bei den Falken. Und da waren schon einmal im Monat oder

12 Marie Jahoda-Lazarsfeld, *Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs*. In: *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*, Paris 1936, 721.

13 Ernst Fischer, *Krise der Jugend* (Wien/Leipzig 1931). In: ders., *Kultur – Literatur – Politik. Frühe Schriften*, Frankfurt a.M. 1984.

zweimal im Monat politische Vorträge über Marxismus-Leninismus. Da ist schon gesprochen worden über sagen wir die Mehrwerttheorie zum Beispiel, in sehr simpler Ausführung, sodass es sehr gut verständlich war [...]»¹⁴

Nicht zuletzt besteht die politische Arbeit in der SAJ darin, die Wahlkämpfe der sozialdemokratischen Partei zu unterstützen. Dazu bilden sich Gesangsgruppen, die sich die »Blauen Blusen« nennen, bei Wahlveranstaltungen auftreten und Couplets über politische Fragen dichten und zur Melodie von bekannten Liedern singen. In jedem Bezirk bestehen zwei oder drei Gesangsgruppen.

»Wenn das Couplet gut war, wurde es dann ausgeschickt an die anderen Gruppen, die Blauen Blusen waren über ganz Österreich verteilt. Wenn einige gut waren, wenn sie ganz aktuell waren über (für) ganz Österreich. Aber es gab auch örtliche Couplets, sehr viele, womit man die Wähler richtig angesprochen hat, wo man den Gegner verulkt hat.«¹⁵

SAJ-Gruppen bestehen keineswegs nur aus Kindern der Arbeiterschaft. Im ersten Bezirk (Innere Stadt) und in einigen Vorstädten nehmen jüdische Jugendliche aus Ärztefamilien, Söhne und Töchter aus Kaufmannsfamilien, Kinder von Rechtsanwälten ebenso wie Hausbesorgerkinder, Kinder von Gemeindebediensteten und Arbeiterkinder teil. Darunter ist auch Anna Breit. Ihre Großeltern väterlicher und mütterlicherseits sind Kaufleute jüdischer Herkunft, Annas Vater wird Privatbeamter der Länderbank und ist antizionistisch und sozialdemokratisch gesinnt. 1909 zieht die Familie von Sievering auf den Alsergrund in die Nähe der Länderbank, an die Ecke Liechtensteinstraße und Berggasse, wo sie bis zu ihrer Flucht und Emigration 1938 nach Südamerika wohnen bleibt. Anna besucht ein Lizeum für Beamtentöchter und will danach Volksschullehrerin werden. Doch der Vater meint, dies sei für ein jüdisches Kind in Wien aufgrund des Antisemitismus ganz unmöglich und schlägt Anna eine Ausbildung zur Kindergärtnerin vor. Eine Knieverletzung in der Kindheit gilt als ausgeheilt, tritt aber in der Adoleszenz wieder auf und stellt sich als Knochentuberkulose heraus. Daraufhin wird es Anna Breit untersagt, als Kindergärtnerin zu arbeiten. Anna entschließt sich, die städtische *Akademie für soziale Verwaltung* zu besuchen und Hilfsfürsorgerin zu werden. Ihren ersten Posten erhält sie 1927 am Bezirksjugendamt Floridsdorf. Ihre gesamte Schulzeit hindurch erlebt sie antisemitische Anfeindungen. Nur an einem Ort fühlt sie sich sicher und zugehörig:

»Ich sag, die einzige Zeit, wo ich mich nicht als Außenseiter gefühlt hab im Lauf der Jahre, Schule und so weiter, war dann in der SAJ in der Innenstadt. [...] Ich bin mit 19 Jahren erst in die SAJ gegangen, also überhaupt in den Bezirk (Innere Stadt) hineingegangen und hab auch in der SAJ mitgearbeitet.«¹⁶

14 Interview 63 mit Ernst Oberreiter, geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

15 Interview 60 mit Anna Breit, geboren 1904 in Sievering, Wien 19.

16 Ebd.

Abb. 12: Eine Gruppe der Sozialistischen Arbeiterjugend.



5.4 Schlurfs und Swings. Verfrühter Konsum?

Eine von den politischen Parteien und den christlichen Kirchen völlig unabhängige, autonome Jugendkultur zieht die Skepsis sozialdemokratischer Jugendlichen und bald auch der Hitlerjungen auf sich: die »Schlurfs« und ihr bürgerliches Pendant, die Swing-Boys oder Swings.¹⁷ Das Phänomen hat eine Vorgeschichte. Schon um 1900 kleiden sich junge Facharbeiter, Meister und Angestellte der Verwaltung und des Handels *modisch elegant*. Facharbeiter und Meister tragen weiße Hemden mit Krawatte oder Mascherl (»Fliege«) und Girardi-Hut¹⁸ sogar auf dem Weg zur Arbeit und wechseln erst vor ihrem Spind in die Arbeitskleidung, entweder einen »Blaumann«, einen dunkelblauen Overall, oder eine blaue Jacke und Hose. Meister wechseln oft nur das Sakko gegen einen Arbeitsmantel, den sie halboffen tragen, damit das weiße Hemd und die Krawatte für alle sichtbar bleiben (s. Abb. 14). Eine andere, sparsamere Möglichkeit ist ein weißer abnehmbarer Kragen, der vor Arbeitsbeginn in den Spind gehängt wird. Auf dem täglichen Weg zur Arbeit und auf dem Heimweg, besonders auch am Feierabend wollen Facharbeiter und Meister an ihrer feinen und modischen Kleidung als ehrbare Bürger erkannt und geachtet werden (s. Abb. 1).

17 Ich folge größtenteils unserer Darstellung in: Christian Gerbel, Alexander Mejschik, Reinhard Sieder, Die »Schlurfs«. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im »Dritten Reich« in: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder, Hg., NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, zweite und erweiterte Auflage, Wien 2002, 523–548. Die Interviews mit ehemaligen Schlurfs haben Christian Gerbel und Alexander Mejschik geführt.

18 Benannt nach dem populären Schauspieler Alexander Girardi.

An dieses Konzept, die Würde des beruflich qualifizierten Bürgers durch modische Kleidung, Frisur und Körperhaltung auszudrücken, schließt in den 1920ern und 1930ern eine zunächst namenlose Jugendkultur an.¹⁹ Bald kommt die Bezeichnung »Schlurfs« für sie auf. Neu ist, dass nun auch Lehrlinge und Gesellen, Verkäufer, Gymnasiasten und Studenten die elegante Herrenmode tragen – in einer sorgsam ausgewählten Qualität. Vielen Zeitgenossen scheint das ein allzu frecher Verstoß der Jugendlichen gegen die ästhetische Ordnung der Klassengesellschaft. Der Skandal ist der gleichsam verfrühte Anspruch der Jugendlichen, gesamthaft »in Mode« zu sein und in jeder Hinsicht Modernität zu repräsentieren. Wenn sie zudem auffällig langsam durch eine Geschäftsstraße schlendern oder in Gruppen vor Kinos und Kaffehäusern zusammen stehen, provozieren sie die geschäftig vorbeieilenden Erwachsenen, denen es an Zeit und Muße fehlt.

An Politik sind diese Jugendlichen zunächst kaum interessiert. Erst mit den immer gefährlicher werdenden Angriffen der Hitlerjugend Anfang der 1940er Jahre wird ihr modischer Auftritt auch zu einem politischen Statement und Ausdruck ihrer Resistenz gegen die Zumutungen des Regimes. Die volkstümliche Bezeichnung »Schlurfs« übernehmen HJ und Gestapo und verwandeln sie in eine Punzierung für soziale und kulturelle Devianz.

Jugendliche bürgerlicher Herkunft, überwiegend Gymnasiasten, Realschüler und Studenten, tragen dieselbe Mode und bezeichnen sich selber in Wien als Swings und in Hamburg als Swingboys. Für den NS-Staat sind sie nur ein Randproblem. Adels- und Bürgerkindern wie dem Reichsjugendführer Baldur von Schirach wird ein Faible für Swing-Musik und die aktuelle Herrenmode nachgesagt. Erst als deutlich wird, dass die Vorliebe für elegante Kleidung und Swingmusik oft mit der Ablehnung nationalsozialistischer Askese und Kriegsbegeisterung einhergeht, ändert das NS-Regime seine Haltung. Nun denunziert es den Big-Band-Jazz als wilde »Neger-Musik«. Es ist vor allem die damit assoziierte Lebensweise der Schlurfs und Swings, die zunächst die Hitlerjungen, dann auch Behörden des NS-Staates irritiert (s. Kapitel 4).

Die Unterscheidung der »Schlurfs« von bürgerlichen »Swings« trifft nur die Klassendifferenz. Kulturell teilen beide Gruppierungen dieselben Vorlieben für elegante Kleidung, eine bestimmte, gepflegte Frisur (s.u.), Swing Musik und eine betont lässige Körperhaltung. Freilich haben bürgerliche Jugendliche deutlich mehr Möglichkeiten, sich den Kontrollen von Gestapo und Hitlerjugend zu entziehen. Sie besuchen bestimmte Lokale der Inneren Stadt²⁰ und ziehen sich sonst in die elterlichen Wohnungen und Villen zurück, um gemeinsam Swing zu hören. Hier bleiben sie von Hitlerjugend und Gestapo unbehelligt. Nur bei öffentlichen Konzerten und in Tanzschulen trifft die Gestapo neben den Schlurfs auch bürgerliche Swings an und »perlustriert« sie sozusagen als Beifang. Belegt ist eine Razzia in der Tanzschule Immervoll (Hegelgasse 3, Wien Innere Stadt) im

19 Vgl. Paul E. Willis, *Common Culture. Symbolic Work at Play in the Everyday Cultures of the Young*, Boulder 1990.

20 Etwa die »Steffl-Diele« des Café de l'Europe, Wien 1, Stephansplatz 8 und 8a.

Dezember 1944, bei der die Gestapo 43 Jugendliche vorübergehend festnimmt, darunter auch einige Swings.²¹

Den Schlurfs fehlt es vor allem an geschützten Treffpunkten. Sie verabreden sich an Straßenecken und in Parks, auf Rummelplätzen, vor dem Schweizerhaus und dem Zweiten Kaffee im Volksprater, vor Kinos, im Sommer auch am Ufer der Donau und am Donaukanal. An diesen Orten ist die Konfrontation mit Hitlerjungen fast unausweichlich und zumindest den Hitlerjungen auch ausgesprochen willkommen. Wie Herr Treumann aus der Perspektive eines ehemaligen Hitlerjungen erzählt (s. Kapitel 4.8), kämpfen Hitlerjungen gegen Schlurfs zunächst in Fortführung der noch spielerischen Kämpfe zwischen Kinder- und Jugendbänden. Als für die Gestapo und die Reichsjugendführung in Berlin erkennbar wird, dass sich die Wiener Schlurfs wie andere Jugendgruppen in deutschen Städten gegen die Angriffe der Hitlerjugend zu behaupten vermögen,²² reagieren sie mit polizeilichen, juristischen und terroristischen Mitteln. Erst unter diesem Druck werden auch die Schlurfs zu Gegnern des NS-Staates, der Kriegsindustrie und des Krieges.

Der rassenhygienische Diskurs wirft den Schlurfs Asozialität und Permissivität vor. Warum sich Hitlerjungen davon empört distanzieren, erkläre ich in einer Fallstudie im vierten Kapitel. Zu einer relativ gelinden Strafe zählt der Jugendarrest oder Wochenendkarzer, der ab Herbst 1940 immer öfter über Schlurfs verhängt wird. Schärfere Mittel sind die Verpflichtung zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht, in wenigen bekannten Fällen auch die Einweisung in das »Jugendkonzentrationslager« Moringen in Niedersachsen. Etwa ab 1939 kooperiert die Hitlerjugend auch in Wien offiziell mit der Gestapo. Sie kundschaftet Treffpunkte der Schlurfs aus und gibt die Informationen an die Gestapo weiter. Aus dem »Spiel« der illegalisierten Hitlerjungen, in Lederhosen auf Fahrrädern nach »Schlurfs« Ausschau zu halten, um sie zu verprügeln und zu »zerstreuen«, wird eine hilfspolizeiliche Funktion im NS-Staat.²³

5.4.1 Ästhetik und Ideologie

Wie schon gesagt unterscheiden sich Schlurfs und Swings *nicht* von der Mode der Zwanziger Jahre. Sie erfinden keinen neuen Stil, sondern sie kopieren die elegante Herrenmode. Das Recht dazu wird ihnen nicht zugestanden, auch nicht von Sozialdemokraten, geschweige denn von Nationalsozialisten. Schlurfs und Swings beanspruchen denselben eleganten Stil, übertreiben ihn vielleicht in bestimmten Elementen etwas dandyhaft und provozieren damit vor allem ihre Eltern. Für beide Gruppierungen trifft also zu, was

21 Christian Gerbel, Alexander Mejsstrik, Reinhard Sieder, Die »Schlurfs«, in: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder, Hg. NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2002, 523–548.

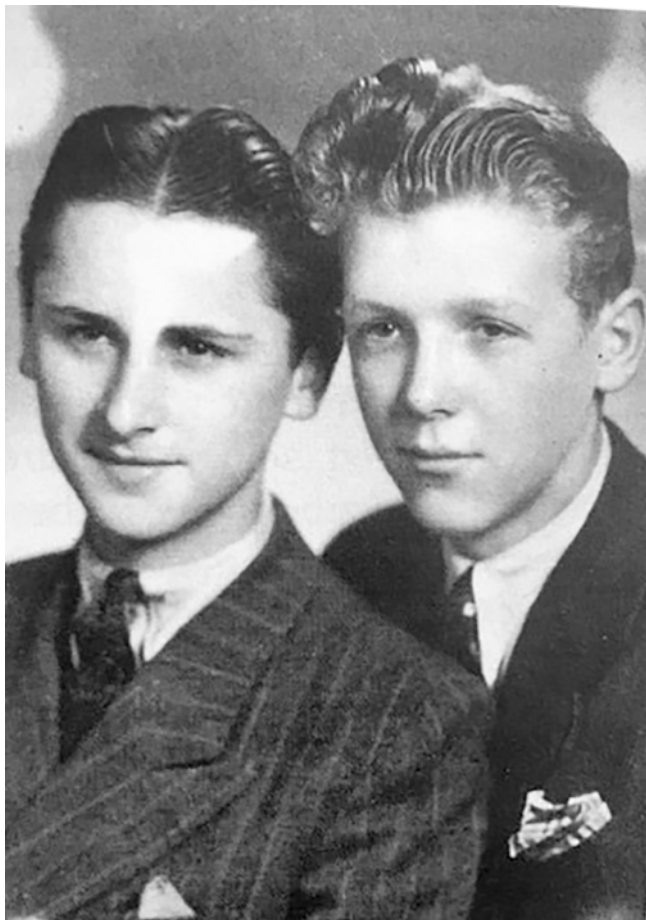
22 Arno Klönne, Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen, Düsseldorf / Köln 1984; Detlev Peukert, Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Köln 1983; Alfons Kenkmann, Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform, Essen 1996.

23 Ebd.

Wolfgang Fritz Haug die »kulturelle Unterscheidung« nennt. Während Swings die Mode ihrer bürgerlichen Herkunftskultur ästhetisch gültig ausdrücken, zeigen die Schlurfs wie vor ihnen schon junge Facharbeiter und Meister den Anspruch, sich *wie* bürgerliche Männer zu kleiden und zu frisieren. Sie versuchen also, den Klassen- und Generationsunterschied durch modische Kleidung und Frisur zu eskamotieren. Politische Resistenz entsteht daraus erst dann, als die Schlurfs viel eher als die Swings von der Hitlerjugend und bald auch von der Geheimen Staatspolizei als Gefahr für die öffentliche Ordnung im Dritten Reich wahrgenommen werden. Der ehemalige Hitlerjunge Peter Treumann erinnert sich an keinen Kampf der HJ gegen Swings, obwohl sie genau dieselben Orte im zweiten Bezirk frequentieren wie die Schlurfs. Schlurfs und Swings sind für Treumann an Kleidung, Frisur und Habitus nicht unterscheidbar. Jedenfalls erwähnt er Swings mit keinem Wort (s. Kapitel 4).

Schlurfs und Swings tragen Mittelscheitel, kämmen das Stirnhaar rechts und links vom Mittelscheitel schräg nach hinten und drücken den vorderen Teil der Frisur mit der Handfläche zu zwei leichten Wellen. Das Kopfhaar wird mit Pomade (Brillantine, ersatzweise Zuckerwasser) glänzend gemacht und die Frisur gefestigt. Im Nacken tragen sie das Kopfhaar für die Zeit relativ lang, doch nicht über den Hemdkragen stehend, zu einem »Pack«, auch »Pakl«, »Hack« oder »Schwalbenschwanz« geformt (s. Abb. 13).

Die Frisur ist ebenso identitätsstiftend wie die elegante Kleidung und wird entsprechend gepflegt. Ihre beste Kleidung (»Montur«) tragen Schlurfs meist nur am Samstag Abend und am Sonntag, Swings als Schüler und Studenten und in besserer ökonomischer Lage auch an Wochentagen. Die vollständige »Montur« besteht für beide Gruppierungen aus einem feinen, weißen Hemd bestimmter Marken mit bunter Krawatte oder einem Halstuch und einem Stecktuch und einem »überlangen« Sakko (Doppelreihler) mit breitem Revers. Die Hose ist weit geschnitten und hat breite Stulpen. Das Sakko oder der Anzug sind in der Regel aus dunklem Nadelstreif. Schlurfs tragen gern aufgedoppelte Schuhe (»Doppelbock«) mit einem Zierwulst zwischen Sohle und Schuhleder. Darüber tragen sie nach Möglichkeit einen doppelreihigen beigen Trenchcoat (Marke Burberry) und einen Hut mit breiter Krempe. Während die Swings die Krempe unverändert steif lassen und den Hut weit in den Nacken schieben, ziehen Schlurfs den Hut leicht schräg in die Stirn. Über Nacht biegen sie den aus Filz gefertigten Hut im angefeuchteten Zustand über eine Tischkante, sodass die erwünschte Biegung der Krempe eine Zeit lang hält. Bürgerliche Swings haben bei jedem Wetter einen Regenschirm dabei, der im geschlossenen Zustand wie ein Gehstock benützt wird.

Abb. 13: Schlurfs um 1930.

Bei geringer Kaufkraft sind Schlurfs auf die Schneider-Künste ihrer Mütter und Schwestern angewiesen, die Hosen und Sakkos oder auch Mäntel der Väter für sie abändern. Ein eigenes Grammophon und eine Plattensammlung haben nur die wenigsten. Sie besuchen den nächsten Rummelplatz in der Vorstadt, wo an einem Karussell (wienerisch: Ringelspiel) Swingmusik über Lautsprecher gespielt wird. Ihre Besuche im Zweiten Kaffee oder im Schweizerhaus im Prater sind Höhepunkte ihrer Wochenenden. Im Zweiten Kaffee spielt die Band des Hans Neroth²⁴ Swingmusik. Schlurfs stehen meist vor dem Kaffeehaus in Gruppen und hören, was von der Musik zu ihnen dringt.

24 Hans Neroth, geb. 1914 in Wien, gestorben 1994 in Wien, studiert an der Wiener Musikakademie Klavier, Theorie, Komposition und Dirigieren; 1934 legt er die Kapellmeisterprüfung ab und gründet ein erstes Orchester. Ab Kriegsbeginn 1939 ist er als Musiker für die Deutsche Wehrmacht tätig. Mehrere Auszeichnungen bei Wettbewerben für Jazzkapellen. Im Zweiten Kaffee spielt Neroths Band u. a. den *Tiger Rag*, bzw. den »Schwarzen Panther«. Vgl. Oesterreichisches Musiklexikon online (OeML), Stichwort Hans Neroth.

Auch am *Toboggan*²⁵ legen Schausteller auf Bitten der Jugendlichen Swing-Musik auf. In Tanzschulen, wo einmal in der Woche »Perfektion« ist und kein Eintritt bezahlt werden muss, treffen Schlurfs und bürgerliche Swings aufeinander. Sie beobachten einander genau und registrieren, wie nahe sie dem gewünschten Stil sind und wie gut sie den Swing-Tanz beherrschen.²⁶

5.4.2 Schlurfs und Hitlerjungen

Im NS-Staat und noch danach werden Mädchen, die mit Schlurfs befreundet sind, von Fürsorgerinnen der Prostitution verdächtigt und unter Umständen in ein Erziehungsheim gebracht. Dies mag erklären, warum es meines Wissens bis heute kein einziges Interview mit einer Frau gibt, die sich als ehemalige Begleiterin oder Freundin eines Schlurfs geoutet hätte. Karl Atzler, der in den 1960er Jahren Direktor einer Versicherungsgesellschaft wird und bis ins Alter an seiner Vorliebe für elegante Kleidung festhält, formuliert ironisch:

»Zwanzig Prozent waren Mädchen. Es waren einige Mädchen, die dabei waren, und es waren jene, die die Möglichkeit hatten von Zuhause, sich mit diesen Rowdys abzugeben.«²⁷

Herr Atzler meint wohl, dass diese Mädchen mehr Freiheiten genießen als andere, etwa weil der Vater kriegsbedingt abwesend und die Mutter mit Arbeit überlastet ist. Der vermutlich sexistische Umgang der Burschen mit den sie begleitenden Mädchen, der konsum- und genussorientierte Lebensstil, die Verweigerung des Dienstes in der HJ und kleine Formen der Resistenz in kriegswichtigen Betrieben (wie das Zerschlagen eines Werkzeugs oder eines Werkstücks u.ä.) fordern den NS-Staat heraus. Erst als Schlurfs von der Hitlerjugend und bald auch von der Gestapo verfolgt werden, entwickeln sie eine Kampf-Strategie. Sie verabreden sich zu Dutzenden, um eine HJ-Streife oder ein HJ-Heim zu überfallen. Karl Atzler fährt mit der Straßenbahn von Ottakring bis in den Prater, um mit dutzenden anderen Burschen an solchen Aktionen teilzunehmen. Umgekehrt schleppen HJ-Streifendienste gefangene Schlurfs in das nächste HJ-Heim und scheren ihnen dort die Haare. In einem Gestapo-Akt ist die Rede von einer rituellen Bestrafung. Einem Gefangenen wird ein kahler Streifen, »ein Scheitel« gezogen. Für den betroffenen Jugendlichen ist das demütigend und ein sichtbares Zeichen seiner

25 Toboggan ist der Name für einen 25 Meter hohen Rutschurm in Holzbauweise. Er wird 1913 unter dem Namen *Teufels Rutsch* von einem russischen Schausteller errichtet. Nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wird er 1947 nach Originalplänen neu gebaut und 2008/09 generalsaniert; er steht unter Denkmalschutz.

26 Vgl. Paul Willis, Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule, Frankfurt a.M. 1979; Wolfgang Fritz Haug, Jugendliche Subkulturen und Warenästhetik: eine Verfolgungsjagd. In: ders., Die kulturelle Unterscheidung. Elemente einer Philosophie des Kulturellen, Hamburg 2011, 185ff.

27 Interview 73 mit Karl Atzler, geboren 1926 in Ottakring, Wien 16.

Niederlage.²⁸ Aber auch Schlurfs zielen auf die Zerstörung der Symbole ihrer Gegner.²⁹ Sie zerreißen Hitlerjungen die Uniform-Hemden, rauben ihnen symbolische Gegenstände wie das Halstuch, das Leistungsabzeichen oder das seit 1933 in Deutschland und nach dem Anschluss auch in Österreich eingeführte Fahrtenmesser.

5.5 Lehrlinge in Handel, Gewerbe und Industrie

»Der Lehrling ist dem Lehrherrn zu *Folgsamkeit, Treue* und *Verschwiegenheit*, zu *Fleiß* und *anständigem Betragen* verpflichtet und muß sich nach dessen Anweisung im Gewerbe verwenden. Ein minderjähriger Lehrling ist der *väterlichen Zucht des Lehrherrn* unterworfen, dessen Schutz und Obsorge er genießt.«³⁰

So verlangt es die österreichische *Gewerbeordnung* von 1907. Das noch in zünftiger, patriarchaler und paternalistischer Tradition verfasste Lehrverhältnis soll den Lehrling angeblich schützen, doch in der Praxis werden Lehrlinge, Mädchen noch öfter als Burschen, als billige Lohndrucker benutzt. Statt eines Lohnes ist eine »Lehrlingsentschädigung« vorgesehen, eine merkwürdige Wortschöpfung, die nur Sinn macht, wenn sie aussagen soll, dass die Eltern dafür entschädigt werden, für die Reproduktion des Lehrlings aufzukommen. Eine Entlohnung seiner Arbeit ist offenkundig damit nicht gemeint. In den 1910er und 1920er Jahren wird sie nur bezahlt, wenn der Lehrling nicht vom Lehrherrn »in Kost und Quartier« genommen wird, weiterhin bei seinen Eltern wohnt und von ihnen verköstigt wird. Nur in besser situierten Handwerken und in solchen, die mit der Konkurrenz der Großbetriebe zu kämpfen haben, welche ihnen das beste »Lehrlingsmaterial« entziehen, »wie es bei den Riemern, Lackierern und Kunstschlossern ist«, wird vom Beginn der Lehrzeit an ein bescheidener Wochenlohn von 1 bis 4 Kronen bezahlt.³¹ Zum Vergleich: Ein männlicher Facharbeiter erhält 1902 etwa 20 bis 36 Kronen in der Woche, ein ungelernter, erwachsener männlicher Arbeiter acht bis 14 Kronen.³² Erst ab 1922 erfolgt eine kollektivvertragliche Regelung der Lehrlingsentschädigung nach dem Beschluss eines neuen »Lehrlingsentschädigungsgesetzes«.

Die Nachkriegsinflation mindert auch die Kaufkraft der Lehrlinge.³³ In den ersten Monaten zahlen kleine Handwerksbetriebe gar keine Lehrlingsentschädigung. Meister argumentieren, es handle sich um eine Probezeit. Auch das Lehrlingsentschädigungsgesetz von 1922 legt die Höhe der Entschädigungen nicht in einem Kollektivvertrag fest; sie wird einseitig von den Genossenschaften der Gewerbe bestimmt.³⁴ Erst auf dem Drit-

28 Ebd.

29 Zur Bedeutung der Symbole vgl. Paul E. Willis, *Common Culture. Symbolic Work at Play in the Everyday Cultures of the Young*, Boulder 1990.

30 Vgl. Leo Geller, *Die österreichische Gewerbeordnung*, Wien 1907, 203, meine Hervorhebungen.

31 Johann Pollitzer, *Die Lage der Lehrlinge im Kleingewerbe in Wien*, Tübingen u.a. 1900, 57.

32 Vgl. *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien* 1902.

33 Manfred Seiser, *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend zwischen 1918 und 1934*, Wien 1979, 43.

34 Ebd., 68; Max Lederer, *Grundriß des österreichischen Sozialrechtes*, Wien, 2. Auflage 1932, 348; Julius Deutsch, *Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung*, Band 1, Wien 1929, 383.

ten Gewerkschaftskongress im Jahr 1900 befassen sich die Gewerkschaften mit der Frage der Tarifgemeinschaft.³⁵ Zwischen 1922 und 1927 sinkt die Zahl der jugendlichen Hilfsarbeiter von 27.000 auf unter 10.000. Die Zahl der Lehrlinge fällt etwas weniger stark von knapp 60.000 im Jahr 1922 auf ca. 45.000 im Jahr 1927.³⁶

Schlechte und mangelnde Ernährung, lange Arbeitszeiten und hohe Arbeitsbelastung führen in den Kriegsjahren zu einer dramatischen Verschlechterung der Gesundheit von Lehrlingen und anderen Jugendlichen. Die Zahl der an Tuberkulose Erkrankten steigt in den Kriegsjahren und noch im ersten Nachkriegsjahr an. Sterben 1914 unter den 16- bis 20-Jährigen Wiens 478 an Tuberkulose, fallen im Kriegsjahr 1916 bereits 1.367 Jugendliche dieser Mangelkrankheit zum Opfer. Als man im ersten Nachkriegsjahr 4.000 Jugendliche auf ihren Gesundheitszustand untersucht, leiden 42,8 % an schwerer Blutar-
mut, 42 % an Lungenerkrankungen, 4,4 % an Herzfehlern, 3 % an Rachitis, 2,2 % an Bronchitis und 5,6 % an verschiedenen anderen Erkrankungen.³⁷ Im Frühjahr 1920 durchgeführte Messungen ergeben, dass die vierzehnjährigen Schulabgänger in der Körpergröße etwa sechs bis sieben Zentimeter hinter der Normgröße zurückbleiben.³⁸ Eine Kommission des *Internationalen Gewerkschaftsbundes* stellt fest, der körperliche Zustand der Kinder und Jugendlichen in Wien gebe zu »größten Besorgnissen« Anlass. Von insgesamt 58.849 Kindern, die im Sommer 1918 untersucht werden, befinden sich nur 4.627 (7,9 %) in einem »befriedigenden Gesundheitszustand«.³⁹

Die Einhaltung der gesetzlich verfügbten Maßnahmen zum Schutz der Jugendlichen wird kaum überwacht. In der Zweimillionen-Stadt Wien gibt es gerade einmal zwei Lehrlingsschutzinspektoren, die freilich nur stichprobenartige Überprüfungen in Betrieben durchführen können.⁴⁰ Als der Einfluss der Sozialdemokratischen Partei in der Verwaltung des Staates nach dem Bruch der Koalition mit den Christlichsozialen und verlorenen Nationalrats-Wahlen ab Oktober 1920 sinkt, werden die Verordnungen und Gesetze zum Schutz der Jugendlichen noch weniger beachtet. 1926 führt die Regierung zwar mit einer Novelle zur Gewerbeordnung eine dreimonatige *Behaltspflicht* ein, um die Praxis der Lehrherren zu bekämpfen, Jugendliche unmittelbar nach dem Ende der Lehrzeit sofort zu entlassen. Die Lehrlingsorganisationen fordern eine sechsmonatige Behaltspflicht.⁴¹ Drei Monate werden vereinbart. Doch sehr oft verzögert die neue Behaltspflicht die Entlassung bloß. Die Lage verschärft sich, als Gesetzesnovellen und Erlässe der rechtslastigen Staatsregierungen die Arbeitslosenunterstützung aushöhlen und schließlich arbeitslose Jugendliche von jeder Unterstützung ausschließen.⁴² Sie fallen nun wieder vollends ihren Eltern und ihren erwerbstätigen Geschwistern im

35 Ebd.

36 Manfred Seiser, Die wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend. 20.

37 Wolfgang Neugebauer, Die Sozialdemokratische Jugendbewegung in Österreich 1894–1945, Wien 1969, 229.

38 Clemens Pirquet, Die amerikanische Hilfsaktion in Österreich, Wien 1920, 13.

39 Maren Seliger, Zur sozialdemokratischen Kommunalpolitik in Wien in der Zwischenkriegszeit, Wien 1979, 272.

40 Manfred Seiser, Die Wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend, 85.

41 Ebd., 104; Vgl. Max Lederer, Grundriß des österreichischen Sozialrechtes, Wien 1932, 200.

42 Vgl. Dieter Stiefel, Wirtschaftliche Ursachen, politische Auseinandersetzungen und soziale Folgen der Arbeitslosigkeit, Österreich 1918–1938, Wien 1972, 29f.

Haushalt zur Last. Besonders in wirtschaftlichen Krisen kommt den Herkunftsfamilien der Jugendlichen eine Pufferfunktion im kapitalistischen Arbeitsmarkt zu. Die Eltern tragen fast alle Kosten der Reproduktion ihrer erwerbstätigen Kinder.

Wir sehen: Das kapitalistische Wirtschaftssystem bestimmt nicht nur, aber vor allem auch über die Berufslehre Art und Qualität der Jugendjahre. »Jugend« ist eine gesellschaftliche Erfindung. Anders als viele meinen, ist sie weder ein natürlicher Zustand, noch eine romantische Imagination, noch gar eine Illusion. Sie ist ein passagerer Modus der gesellschaftlichen Produktion von »human power« in der Hohen Moderne. Dies soll nun in einigen Fallstudien genauer belegt und in seinen sozialen und kulturellen Konsequenzen erläutert werden.

5.5.1 Eine Industriellehre bei Siemens & Halske

Im Kriegsjahr 1918 beginnt Willi Zvacek seine Lehre bei Siemens & Halske in der Engerthstraße (Wien 20). Die relativ große Distanz zwischen der Genossenschafts-Siedlung der Eisenbahner im Ortsteil Hacking, damals Wien 13, wo Willi bei seinen Eltern wohnt, und dem Industriebetrieb im 20. Bezirk bewältigt er jeweils mit einer etwa einstündigen Straßenbahn-Fahrt frühmorgens und abends, sofern er abends nicht noch andere Verpflichtungen hat (s.u.). Die begehrte Lehrstelle erhält er über gute Kontakte seines Vaters, der der Eisenbahnergenossenschaft und Ende 1918 kurz auch dem Arbeiterrat von Wien angehört.

»Ich wurde noch während der Kriegszeit Lehrling in einem Rüstungsbetrieb. Wir haben damals eine 54-stündige Wochenarbeitszeit gehabt, das heißt, am Samstag waren wir fertig um zwei Uhr nachmittags. Wenn die Maschine geputzt war, durften wir (jeden Samstag) um zwei Uhr nach Hause gehn. [...] Wir waren insofern ein Rüstungsbetrieb, als einzelne Abteilungen Granaten-Drehereien waren, eine andere Abteilung hat die riesigen Spiegel gemacht für das Heer; riesige Spiegel für die Überwachung des Schlachtfeldes, zur Beobachtung der Flieger und so weiter, sodass jede Abteilung neben der Zivilproduktion auch eine Rüstungsproduktion laufen hatte.«⁴³

Willi Zvacek beginnt seine Lehrzeit zusammen mit dreißig weiteren Lehrlingen seines Jahrgangs. Sie beginnt mit dem Feilen von Metallwürfeln. Nach drei Tagen werden die Lehrlinge jeweils einem Lehrgesellen unterstellt. In der Werkskantine erhalten sie ein warmes Mittagessen – im letzten Kriegsjahr und noch in den ersten Nachkriegsjahren ein großer Vorteil. Der Ausbildungsplan sieht vor, dass jeder Lehrling seine Lehrzeit in verschiedenen Abteilungen des Großbetriebs absolviert. Das erste Lehrjahr verbringt Willi Zvacek in der feinmechanischen Abteilung, das zweite in der Schlosserwerkstatt, das dritte in der Schmiede und das vierte in der elektrotechnischen Abteilung. »Ich habe alle Disziplinen, die man als Mechaniker, Schlosser, Schmied und Dreher etc. können muss, alle diese Disziplinen hab ich in vorbildlicher Weise durchgemacht.« Als Sohn eines Sozialdemokraten und als Funktionär der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) kennt Willi Zvacek die Lage der Lehrlinge, die in der Zeitschrift *Der jugendliche Arbeiter* und

43 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

in Versammlungen der SAJ diskutiert wird. Er beherrscht und benutzt auch im Interview das Vokabular der gewerkschaftlichen Agitation. Am Ende allgemeiner Aussagen kehrt er, wie es für autobiographisches Erzählen typisch ist, jeweils zu seinen eigenen Erfahrungen und ihrer Bewertung zurück.

»Der Lehrbub war eine Art billiger Hilfsarbeiter. [...] Also zunächst hat einem der Personalchef eine geschmalzene Predigt gehalten. Dann ist man in die *Lehrwerkstätte* gekommen. Da hat der Werkmeister für gewöhnlich einen Eisenwürfel und eine große Feile gebracht, und da hat man einen Vormittag und einen Nachmittag nur gefeilt. Am nächsten Tag hat man eine Schublehre bekommen. Das war so der Eingang: zwei, drei Tage feilen lernen. Und dann ist man einem Arbeiter (einem »Lehrgesellen« in einer der Abteilungen) zugeteilt worden, dem war man sozusagen ein Helfer; es war ihm überlassen, dass er einem dies und jenes zeigt. Es war auch in seinem Interesse – er hat den Lehrbuben ja immerhin fast ein Jahr (in der Abteilung) behalten – dass der Lehrbub ihm bei seiner Tätigkeit hilft und es ihm ermöglicht, mehr zu verdienen.

Natürlich hat man nicht bei der Arbeit bleiben können, denn der Lehrbub war der *Laufknecht*. Da hat es geheißen: Komm her, hol eine Zeichnung aus dem Zeichnungsmagazin! Na dann ist man schön langsam durch alle Werkstätten durchgegangen, auf Umwegen, es war unerhört interessant, weil da waren ja zwanzig oder dreißig Abteilungen mit den verschiedensten Disziplinen. Da war die Pappendeckeltischlerei und die Sicherungsmacher und die Dreher und der Automaten- und die Werkzeugmacherei, und dann diese großen Drehbänke, wo sich die Turbogeneratoren wie Karusselle gedreht haben mit riesigem Getöse. Du gehst ins Gussmagazin und holst das...! Oder: Geh ins zentrale Werkzeugmagazin und bring mir den Bohrer! Mach das oder mach das, sodass man immer wieder aufgehalten worden ist. Aber im allgemeinen, verglichen mit anderen Werkstätten in Wien, muss man sagen, es war ideal, weil man ist doch zu vielen Arbeiten gekommen, zu denen man woanders nicht gekommen wäre, besonders im letzten Lehrjahr. Im letzten Lehrjahr war man ja praktisch schon fast ein Geselle, man hat also gearbeitet (in der Warenproduktion), und das war ein großer Vorteil. Es ist natürlich auch vom einzelnen Arbeiter (Lehrgesellen oder Meister) abgehängt, ob man was gelernt hat oder nicht, aber man muss zur Ehre meines Lehrgesellen sagen, mein Blihal, der hat mir sehr viel beigebracht.«

Das von Robert Danneberg entworfene Konzept der Staatslehrwerkstätte,⁴⁴ in der Lehrlinge weitgehend von produktiver Arbeit freigestellt sind – wird auch bei Siemens & Halske nicht realisiert. Die Qualität der Ausbildung hängt wesentlich vom Lehrgesellen oder vom Meister ab, dem der Lehrling jeweils für etwa ein Jahr zugeteilt ist. Die Ausbildung im Großbetrieb ist umfassender und gründlicher als in den meisten Mittel- und Kleinbetrieben, von der Phase der Kriegsproduktion abgesehen, in der Lehrlinge, auch Willi Zvacek, eine Zeit lang ausbildungsfremde Massenprodukte herstellen. In der Art, in der sich Willi Zvacek durch die Werkstätten bewegt, zeigt sich seine Neugier, aber auch seine wachsende Sorge um sich selbst. In der kriegswichtigen Produktion erlebt er, wie stupide Arbeit, die mit seiner Ausbildung nichts zu tun hat, seine Gesundheit bedroht.

44 Vgl. Robert Danneberg, Staatslehrwerkstätten, Wien 1907.

»Zeitweise ist natürlich eine Arbeit gekommen, wo große Verluste waren. Und da hat es dann geheißen: das muss ein Lehrbub machen, da darf kein Geld (Lohnkosten) mehr drauf sein. So hab ich zum Beispiel einmal zehn- oder zwanzigtausend Kupferstäbchen zu fräsen gehabt. Da ist ein Fräser auf der Drehbank eingespannt worden, und da hab ich immer ein Stäbchen hinein, und das hab ich gleich drei Wochen oder einen Monat lang gemacht. Ich war so verzweifelt, dass ich schon die Hand in den Fräser hineinstecken wollte, um mit einer zerfleischten Hand wegzukommen von dieser Arbeit!«

Neben den Arbeitspausen, die Willi Zvacek mit dreißig Lehrlingen verbringt und zu politischen Diskussionen nutzt, gewinnt auch seine politische Arbeit in der SAJ, bei den *Naturfreunden* und im Verein der *Wiener Kinderfreunde* an Bedeutung. Über dieses Netzwerk kommt er mehrmals in den Genuss von Erholungsaufenthalten.

»Während der Lehrzeit hat man in vorbildlicher Weise für uns gesorgt. Bereits im Jahr 1917 hat man eine Jugenderholungsorganisation aufgebaut. Ein Sektionsrat hat zusammen mit dem Führer des Verbandes der sozialistischen Arbeiterjugend, August Marianek, eine Fürsorgeaktion organisiert. Und zwar haben sie in Mährisch-Trübau ein großes Barackenlager requiriert und dorthin Wiener Lehrlinge für vier Wochen auf Urlaub geschickt. Und wir haben dort *herrliche vier Wochen bei wunderbarer Verpflegung* verbracht. Das war im Jahr 1918. In den Jahren 1919 und 1920 hat man in Gröding (bei Salzburg) ein Lager veranstaltet, das man zuvor von Ostflüchtlingen freigemacht hat. Durch die Lehrlingsfürsorge-Aktion haben wir die Möglichkeit bekommen, dort unsere Sommerurlaube zu verbringen. Theaterspielen, Ausflüge und so weiter.«

Die Begeisterung für darstellende Kunst und Musik bringt Willi Zvacek aus seiner Herkunftsfamilie mit. Über die *Lehrlingsfürsorge-Aktion* öffnet sich für ihn ein weiterer Zugang zur Hochkultur. In der folgenden Passage spricht Herr Zvacek in der ersten Person Mehrzahl (»wir«), womit er ausdrückt, dass er Konzerte, Opern- und Theatervorstellungen in der Regel mit einigen Lehrlingen aus dem Unternehmen oder aus der SAJ besucht. Dies ist bemerkenswert, weil es die Bedeutung der Peers in der Aneignung von Bildung und Hochkultur herausstreicht. In der Wiener Staatsoper machen kleine Scharmützel mit bürgerlichen Jugendlichen um die besten Stehplätze deutlich, dass das Stammpublikum den Zugang zur Oper gern für sich haben möchte. Gegen diese informellen Barrieren richtet sich die Erfindung der Arbeitersymphoniekonzerte, die schon vor dem Ersten Weltkrieg für Lehrlinge und Facharbeiter veranstaltet werden. Sie beginnen im Dezember 1905 auf Initiative von David Josef Bach, Musikkritiker der Arbeiter Zeitung, und finden im Großen Saal des Musikvereins statt. Anton von Webern dirigiert von 1922 bis 1934 die Arbeiter-Symphoniekonzerte und ab 1923 auch den Arbeitersingverein.

»Der Lagerleiter (des Sommerlagers für Lehrlinge) von Gröding hat mir damals zum ersten Mal eine Karte für ein Konzert geschenkt, weil seine Frau nicht gehen wollte. Und da bin ich so sechs Meter vorm Leopold Slezak gesessen, wie er seine wunderbaren Arien im Mozarteum geschmettert hat – das war ein unauslöschliches Erlebnis. Übrigens, weil wir vom künstlerischen Erlebnis sprechen, es hat ja damals die Arbeitersymphoniekonzerte gegeben, und ich hab mich immer wieder bemüht, Karten zu bekommen, und hab auch unter Anton Webern eine Neunte (die Neunte Symphonie

von Beethoven) damals gehört, die ganz groß war, die mich so gepackt hat, ich bin wie in einem Rausch hinausgegangen. Wir haben uns dann natürlich auch in der Oper um Karten angestellt. Wir waren nicht immer begeistert von den Cliques, die sich dort herumgetrieben haben. Wir haben uns brav angestellt, und dann sind wieder welche gekommen (Herr Zvacek imitiert affektiertes Sprechen im Schönbrunner oder Döblinger Deutsch): Komm her, warum kommst du so spät? Na komm doch herein da! – Und so hat sich einer nach dem anderen von denen hereingeschwindelt, und wir haben wie die Depperten gewartet. Da waren die schönsten Plätze, das Kipferl im Stehparterre war weg.«

Kürzel wie »im Kunsthistorischen« oder eine »Neunte unter Anton Webern« signifizieren das im Lauf der Lehrjahre erworbene Wissen über Kunst. Der Zugang zur Oper und zu Symphoniekonzerten ist wie bei allen knappen Gütern höchst ungleich verteilt.⁴⁵ Herr Zvacek beschreibt sein physisches, sinnliches und psychisches Erleben: »ein unauslöschliches Erlebnis«, »es hat mich gepackt«, »Ich bin wie in einem Rausch hinausgegangen«.

Eben erst als Lehrling bei Siemens & Halske aufgenommen, erlebt Willi Zvacek den Jännerstreik 1918. Mit der gesamten Belegschaft legt er die Arbeit nieder und zieht mit seinen Kollegen in einem langen Fußmarsch in die Innere Stadt:

»Da hats geheißt, Maschinen abstellen und alle hinunter in den Hof! Und dann haben wir uns zu einem Zug formiert und sind dann durch die Engerthstraße und die Praterstraße in die Innere Stadt gezogen. Ich kann mich noch erinnern, wir sind dann irgendwie durch die Herrengasse in Richtung Michaelerplatz gegangen. Es war ein furchtbarer Wirbel und die Leute haben geschrien: Fritz Adler frei, Fritz Adler frei! Einen hab ich sogar gesehen, wie er mit einem riesen Stein eine Auslage eingeschlagen hat. Hab die Scherben klirren gehört. Es war damals eine ziemlich unruhige Zeit.«

Die Streikenden fordern die Entlassung des zum Tod verurteilten Fritz Adler aus dem Gefängnis. Der Sohn Victor Adlers hat 1916 aus Protest gegen die kriegstreibende Politik der Regierung den Ministerpräsidenten Karl Graf von Stürkh nach einem Mittagessen im Hotelrestaurant Meissl & Schadt erschossen. Vor dem Ausnahmegericht hält Friedrich (Fritz) Adler eine Rede, in der er dem Ministerpräsidenten die Ausnahme Gesetze und die Unterdrückung bürgerlicher Freiheiten vorwirft. Die von seinem Vater gegründete SDAP und insbesondere den »prinzipienlosen« Karl Renner beschuldigt er, loyal auf der Seite der kaiserlichen Regierung zu stehen und die Prinzipien der sozialistischen Internationale vollends zu missachten.⁴⁶

Durch die Arbeit als Funktionär der *Sozialistischen Arbeiterjugend*, bei den *Kinderfreunden* und die Besuche von Konzerten und Ausstellungen erfährt Willi Zvacek eine sukzessive Intellektualisierung und kulturelle Verfeinerung nach bürgerlichen Idealen. Wenn

45 Vgl. Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel, Hg., Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183–198.

46 Fritz Adler, Vor dem Ausnahmegericht. Das Attentat gegen den Ersten Weltkrieg, herausgegeben von Michaela Maier und Georg Spitaler, Wien 2016. Fritz Adler wird zum Tod verurteilt. Die Todesstrafe wird von Kaiser Karl in eine Gefängnisstrafe verwandelt, die Adler in der Haftanstalt Stein verbringt, bis ihn Kaiser Karl in einer seiner letzten Amtshandlungen Ende 1918 amnestiert und er das Gefängnis als freier Mann verlassen darf.

ich vorhin die Frage stellte, was »Jugend« als gesellschaftliche Institution der Hohen Moderne leistet, finden wir hier eine für unbestimmbar viele Fälle gültige Antwort. Nicht allein die Schule oder das Selbststudium von Literatur nach dem Vorbild des Vaters, auch die Arbeit als Lehrling in den Abteilungen eines Industrieunternehmens, die Auseinandersetzung mit bildender und darstellender Kunst und die politische Arbeit in der SAJ, das dreijährige Studium an der Schule für sozialistische Erzieher, die pädagogische Arbeit als Horterzieher, eine Psychoanalyse und die Arbeit als Fotograf prägen einen jungen Bürger, der die Hoffnungen der austromarxistischen Elite vorzüglich erfüllt.

»Ich hab nämlich sehr viel gelesen und dann am Werkisch meine Disposition für die Rede, die ich am Abend im Verein halten werde, schon gemacht.«

Willi Zvacek hält Reden vor der Ortsgruppe der SAJ in Ober-St.Veit, zu deren Obmann er mit 16 Jahren gewählt wird. Immer mehr interessiert ihn pädagogische Arbeit. Schließlich fasst er den Entschluss, seine Ausbildung zum Maschinenschlosser abzubrechen und Erzieher zu werden. Mit siebzehn Jahren beginnt er als einer der wenigen männlichen Schüler die Ausbildung der Erzieher*innen-Schule im Schloss Schönbrunn.⁴⁷ Wie Erzählungen und das im Schönbrunner Schlosspark anlässlich des Abschlusses des ersten Jahrgangs von ihm hergestellte Gruppenfoto (s. Abb. 8) zeigen, sind Mädchen und junge Frauen deutlich in der Überzahl. Die meisten werden Horterzieherinnen in Horten des Vereins Kinderfreunde. Dass sie dort nichts oder nur wenig verdienen werden, erklärt wohl, warum Zvaceks Vater, der patriarchale Oberkondukteur, die Idee des Sohnes für verrückt hält: »Bist Du verrückt? Jetzt hab ich dich Mechaniker lernen lassen! Es kommt gar nicht in Frage!«

Tatsächlich rückt der Sohn nach und nach aus der Lebenswelt des Vaters hinaus. Nach Abschluss seiner Ausbildung in der Schönbrunner Schule beginnt er als Horterzieher. Als er wegen eines »schwierigen Falles« – ein junges Mädchen in einem Schülerhort hat sich in ihn verliebt – die Erziehungsberatungsstelle des Jugendamtes in Hietzing aufsucht, trifft er dort auf Wiens einzigen Erziehungsberater des Jugendamtes, August Aichhorn (s. Kapitel 2.11). Nach Herrn Zvacek ergibt sich etwa folgender Dialog:

»Ja sagen Sie, sehen Sie nicht, was da gespielt wird? [...] Wissen Sie was, Sie müssen mehr lernen! sagte er, wissen Sie was, Sie gehören analysiert! Ich werde Ihnen eine Schulanalyse (Lehranalyse) verschaffen! – Und er hat mir tatsächlich eine Schulanalyse verschafft. Ich habe dann eine zweieinhalbjährige, äußerst interessante, äußerst wichtige Schulanalyse mitgemacht; bin leider nicht zum Abschluss gekommen, weil Adolf der Große gekommen ist, und der hat mir meine Analytikerin vertrieben und die Analyse verboten.«

47 Vgl. Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis. Die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher 1923–1934, Wien 1982. Heinz Weiss, Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule, Wien 2008. Die an dieser Schule entworfenen Konzepte einer »sozialistischen« Erziehung in den Kindergärten, Horten und Tagesheimen, in den Kinder- und Jugendgruppen der *Kinderfreunde*, der *Roten Falken* und der *Sozialistischen Arbeiterjugend* sind vor allem dem Blatt »Die Sozialistische Erziehung. Reichsorgan des Arbeitervereines ›Kinderfreunde‹ für Österreich«, 15. Mai 1921ff., zu entnehmen.

5.5.2 Vom Pflegekind zum Betriebsrat der Optischen Werke in Hernal

»Du bist jetzt nicht mehr am Land. Komm, ich zeig dir *am Gang das Klosett*, hier der Schlüssel! Da waren zwölf Parteien auf einem Klosett, sagt er, wenn Du musst, gehst da hinaus aufs Klosett, du bist jetzt nicht mehr auf dem Land, dass du nicht einfach hinters Haus gehst!«⁴⁸

Mit Erstaunen nimmt der sechsjährige Franz Potensky das Leben in der Ottakringer Brestlgasse wahr. Eben erst ist er von seinen Pflegeeltern in Traismauer nach Ottakring zurückgekommen. Er soll im Wohnbezirk der Mutter in die Volksschule gehen, so will es das Schulgesetz. Erstmals sieht er auf der Gasse Frauen und Kinder, die wenige Habseligkeiten auf einem Handwagen führen. Der Stiefvater erklärt ihm, dass sie in ein anderes Zinshaus übersiedeln. Abends gehen Männer mit Girardi-Hut und weißem »Vatermörder« (ein hoher und steifer, abnehmbarer Hemdkragen) vorbei. Es sind Facharbeiter und Meister der nahen Maschinenfabrik Werner & Pfeleiderer auf dem Weg nach Hause oder in das nächste Gasthaus. Der kleine Franz möchte einer von ihnen werden. Sie wirken so stolz und können sich etwas leisten. Einen Nachmittags-Hort besucht Franz Potensky in den folgenden Jahren nicht und auch auf der Gasse spielt er nur selten. Seine Mutter hat immer Arbeit für ihn. Sie ist Strickerin in Heimarbeit. Seine Schulaufgaben erledigt Franz in kurzen Arbeitspausen am Küchentisch. Im Juni 1914 verlässt er die Bürgerschule mit einem guten Zeugnis. Seine Mutter stellt ihn dem Personalchef der *Optischen Werken Reichert & Söhne* in der Hernalser Hauptstraße vor. Das Werk beschäftigt zu dieser Zeit etwa 500 Arbeiter und Angestellte. Franz wird als Lehrling aufgenommen.

»Es war Krieg, nicht wahr, und wir haben sogar am Samstag gearbeitet. Vormittags haben wir gearbeitet in der Fabrik und Samstag Nachmittag haben wir die Maschinen putzen müssen. Und ich hab den Haustorschlüssel (des Zinshauses) gehabt, weil die Haustore waren (auf behördliche Anweisung) um acht oder neun Uhr abends schon versperrt. Und wir haben unter der Woche oft länger als bis acht Uhr abends gearbeitet im Kriegseinsatz.«

Die Lehrlingsentschädigung beträgt eine Krone pro Woche. Vielleicht einmal im Monat gönnt sich Franz einen Kinobesuch. In der nahen Schumannngasse ist »ein kleiner Prater« mit einem Ringelspiel, Schaukel und Schießbude. Hier trifft er an Sonntag-Nachmittagen Freunde aus der Firma und aus der Umgebung.

In allen Industriebetrieben gelten die Bestimmungen des schon 1912 (!) verabschiedeten *Kriegsleistungsgesetzes*. Arbeiter*innen und Angestellte dürfen den Arbeitsplatz nicht von sich aus wechseln.⁴⁹ Die tägliche Arbeitszeit kann über 13 Stunden hinaus verlängert werden. Die Produktion ist zum Teil auf Kriegsgerät umgestellt. Eine Werkstätte der Optischen Werke produziert Zielfernrohre für Panzer, eine andere Fliegerpfeile, die von Flugzeugen in Bündeln auf feindliche Infanteristen abgeworfen werden. Sie fügen

48 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

49 Gesetz vom 26. Dezember 1912, RGBL. Nr. 336; vgl. Emmerich Tálos, Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse, 2. Auflage, Wien 1981, 118f.

den Soldaten, die zunächst noch keine Stahlhelme tragen, schwere Kopfverletzungen zu. Diese Pfeile zu fräsen ist über Monate die Arbeit des Lehrlings.

»Das waren vierkantige Eisenstäbchen, ungefähr acht mal acht oder zehn mal zehn Millimeter stark, die waren eingefräst hinten, schräg eingeschnitten; vorn war der volle, schwerere Teil. Wenn die Bündel runtergefallen sind, haben sie sich durch die schrägen Schlitzte an den hinteren Enden verteilt, die Schrägschnitte haben wie Ruder gewirkt. Vorn waren die Pfeile spitz zugedreht. Wenn sie durch Kopf und Brust gefahren sind, haben sie ganz schöne Wunden hervorgerufen. Erst dann sind die Stahlhelme aufgekommen.«

Dass der Lehrling Bedenken gegen den Zweck seiner Arbeit hätte, ist nicht zu erkennen. Noch als alter Mann ist Herr Potensky stolz, die Pfeile schon im ersten Lehrjahr exakt hergestellt zu haben. Eine Krone liefert er jeden Freitag an die Mutter ab und erhält ein geringes Taschengeld zurück: »Zwanzig Kreuzer oder ein Zehnerl, die Krone habe ich an die Mutter abgeliefert.« Das Verhältnis des Firmenchefs Carl Reichert sen. zu »seinen« Arbeiter*innen und Angestellten ist paternalistisch. Die Lehrlinge sprechen respektvoll über ihn.

»Zu Weihnachten oder vielmehr zum Neuen Jahr haben wir vom Reichert, vom alten Reichert, eine Krone gekriegt, wenn wir ihm gratulieren gegangen sind. Da waren wir angestellt am Gang in Reih und Glied und sind hineingegangen, und er hat aufgestapelt gehabt die Kronen so nebeneinander, und da haben wir ihm gewünscht: »Ein glückliches Neues Jahr, Herr Chef!« – »Danke«, und er hat uns die Krone gegeben.«

Franz hat Glück. Auf Anordnung des Produktionsleiters wechselt er in die »Werkzeugmacherei« (s. Abb. 14), die weit vielfältigere Arbeitsgänge kennt.

»[...] und bin in die Werkstatt, wo man was gelernt hat, in die Werkzeugmacherei. Und der bin ich treu geblieben bis zu meinem Abtritt. Weil das war die interessanteste Arbeit, denn sie hat alles umfasst: Drehen, Fräsen, Bohren, Hobeln, Schleifen, alles. Also da haben wir mehr Lohn bekommen dann. Dann bin ich *freigesprochen* worden, hab ich ein *Gesellenstück* machen müssen, das hab ich in der Bude (in der Werkstatt) gemacht, dann die Prüfung, dann war ich frei und hab den Gesellenbrief gekriegt.«

In der »Werkzeugmacherei« der Optischen Werke werden Bestandteile für Mikroskope und Fernrohre hergestellt. Im Unterschied zu vielen Handwerks- und Gewerbebetrieben werden die *freigesprochenen* Gesellen nicht umgehend entlassen. Nach dem Gesellenstück rücken einige in die Stammebelegschaft des Unternehmens ein. Ihre umfassende Ausbildung qualifiziert sie für verschiedene Abteilungen des Unternehmens. Ehe die Betriebsleitung einen Facharbeiter kündigt, werden weniger qualifizierte Arbeiter*innen gekündigt. Nach Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes 1921 bedarf jede Kündigung der Zustimmung der Betriebsräte. Als die kriegswirtschaftliche Produktion im Frühjahr 1919 wieder auf »Friedensproduktion« umgestellt ist, werden die in den Kriegsjahren rasch angelernten Frauen entlassen, um »Platz zu machen« für die von den Fronten und aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Männer.

»Es wurden die Männer wieder eingestellt, die von der Front gesund zurückgekommen sind. Die Frauen sind ja dann langsam verschwunden. Erstens einmal sind ihre Männer wieder zurückgekommen und der Mann hat wieder so gewissermaßen das Heft in die Hand genommen und hat wieder gesorgt für den Verdienst. Also die Doppelarbeit, dass Männer und Frauen arbeiten, das hat es ja sehr wenig gegeben. [...] Was ich mich erinnern kann, war es sogar so, dass in Betrieben, die Frauen aufgenommen hatten, nach dem Krieg sogar *kurze Streiks* waren, unangemeldet (ohne Beschluss der Gewerkschaft). Weil die Arbeiter haben damals ganz genau geschaut, dass ihr Arbeitsplatz nicht gefährdet wird durch Frauen. Die haben sich geweigert zum Beispiel, neben einer Frau zu arbeiten. Die haben nicht haben wollen, dass Frauen ihre Arbeit machen.«

Abb. 14: In der Werkzeugmacherei. Vorne Mitte der Lehrling Franz Potensky. Im Gang hinten der Meister mit halb offenem Arbeitsmantel, weißem Hemd und Krawatte.



In der Bohrabteilung der Optischen Werke gilt das maschinelle Metallbohren zunächst als »männliche« Arbeit, die nur Facharbeitern anvertraut wird. Erst die Erfindung von Bohrschablonen, die den Bohrer exakt an die Bohrstellen führen und das Fehlerisiko erheblich verringern, macht es möglich, Facharbeiter durch rasch angelernte und geringer entlohnte Frauen zu ersetzen. Facharbeiter justieren dann die Maschinen und greifen bei Materialbrüchen ein. Aber der Einsatz von angelernten Frauen geht nicht ohne den Protest der Männer vor sich.

»Ich kann mich erinnern, in der Bohrerei, wo die Bohrmaschinen waren, Dreispindel- oder Vierspindel-Bohrmaschinen und verschiedene Größenbohrer, und auf einmal

kommt dort eine Frau hin. *Gleich* haben sich die Männer geweigert, haben sich *gewehrt* dagegen, nicht wahr, weil sie um ihren Arbeitsplatz gefürchtet haben.«

Ab 1928 geraten auch die Optischen Werke in finanzielle Turbulenzen. Die Betriebsräte, Franz Potensky ist einer von ihnen, kämpfen mit Parolen wie »eine Familie – ein Verdienner« oder »Kampf dem Doppelverdienertum« um jeden »männlichen« Arbeitsplatz. Auf dem Spiel steht die patriarchale Ordnung im Werk und in den Familien.

»Dann ist überhaupt die große Krise gekommen, dann 1928, 1929, 1930, 1931, da wars *furchtbar*. Das erste war natürlich dann bei den Entlassungen, dass die Frauen drangekommen sind. Speziell und in erster Linie die *Doppelverdiener*, wo der (Ehe)Mann eh verdient hat, da hat die Frau *keine Chance* gehabt durchzukommen, wenn Entlassungen waren. Da haben die (Männer) schon aufgepasst. Da haben die Arbeiter schon aufgepasst, dass nicht *er* entlassen wird, wenn daneben eine *Frau* sitzt mit derselben Arbeit, die er gemacht hat. Obwohl die Frau eine billige Arbeitskraft war, die war billiger, die hat weniger Lohn gekriegt für die gleiche Arbeit.«

Der ehemalige Betriebsrat Potensky argumentiert im Sinn einer patriarchalen Betriebspolitik. In dem von der Gewerkschaft nicht anerkannten Arbeitskampf sieht er keine Möglichkeit, eine »unparteiliche« Stellung zwischen den Geschlechtern einzunehmen.

5.5.3 Das duale System: Industrielehre und Fortbildungsschule

Am Samstag Nachmittag beginnt für die Lehrlinge der Optischen Werke Hernals ein kurzes Wochenende. An dieser kritischen Schwelle stellt der alte Werkmeister Schwarz seine Macht über etwa zwanzig Lehrlinge unter Beweis. Einer von ihnen, Anton Srmcka, erinnert sich:

»Der Werkmeister Schwarz ist am Samstag um zwölf Uhr heim essen gegangen und um zwei ist er nochmals in den Betrieb zurückgekommen. Und ich erzähl Ihnen keinen Schmä, aber der hat eine Hundspeitsche gehabt, die war aus Leder geflochten, und da haben wir müssen alle die Laden der Werkbänke aufmachen, die sind alle offen gewesen, und dann ist er kontrollieren gegangen, hat in jede Lade hineingeschaut. Die Feilen haben müssen geputzt sein und alles ausgekehrt dort liegen. Na und da ist es halt hie und da vorgekommen, dass eine Feile gefehlt hat, und [...] wenn wir dann das Lohnbüchl wieder bekommen haben, ist am Schluss gestanden: drei Kronen Abzug für Abgang an Werkzeug, Verdienst: Null. Das ist öfters vorgekommen. Er (der Meister) hat geprüft, ob die Drehbänke alle schön geputzt waren. Und da ist er immer mit der Taschenlampe und mit der Hundspeitsche gegangen. Er war ein alter Herr. Zum Teil haben wir ein bisserl Angst gehabt, aber zum Teil haben wir über ihn gelächelt. Erst nachdem er alles kontrolliert hat, haben wir nach Haus gehen dürfen. [...] Ich verurteile das mit der Hundspeitsche, aber wir haben dadurch *eine Ordnung gehabt! Dort ist es dir aufgezwungen worden, die Ordnung zu halten*. Wir waren vielleicht zwanzig Lehrbuben, natürlich war es leicht möglich, dass da irgendetwas vertauscht worden ist. Und wenn dann da als Verdienst Null gestanden ist, hab ich meiner Mutter sagen müssen: Ich

hab heut nix gekriegt! Und das war aber notwendig, dass ich etwas (Geld) nach Hause bringe!«⁵⁰

Die Lehrlinge und indirekt auch ihre Angehörigen bezahlen für kleinste Fehler. Andererseits hat der alte Meister Sorge, ob ihn die Lehrlinge noch anerkennen. Wenn der Krieg endet, wird er durch einen jüngeren Kriegsheimkehrer abgelöst werden. Hunger bestimmt den Alltag und schädigt die Gesundheit der Lehrlinge.

»In unserer Werkstätte war nur ein Gehilfe, die anderen waren lauter Lehrlinge, weil die anderen Gehilfen waren alle (zum Militär) eingezogen. Wir waren zwanzig Lehrlinge. Und da haben wir einen Lehrling gehabt, dessen Mutter hat einen Stand gehabt am Brunnenmarkt, und wir haben ihm gesagt: Hör zu, fang was zuhause und bring es mit, Erdäpfel oder irgendwas! Also gut, er war immer bereit, etwas mitzubringen, hauptsächlich Erdäpfel. Wir haben einen Gasofen gehabt in unserer Werkstätte, und da haben wir die Erdäpfel aufgeschnitten und dort hingelegt und gebraten. Und wir haben einen Meister gehabt, einen Tyrannen, der ist immer gekommen, mhm, hat gerochen, und hat uns die Erdäpfel weggenommen. Wissen Sie, was das für uns bedeutet hat? Wir, mit unserem Alter, fünfzehn sechzehn Jahre alt, uns war das ein Leckerbissen.«

Jedes Jahr im September melden sich die Lehrlinge mit einem Schreiben des Unternehmens zum Unterricht in der Fortbildungsschule (später Berufsschule) in der Mollardgasse 87 in Gumpendorf (Wien 6) an. Die Unternehmensleitung kann für sie den Abendkurs während der Woche oder aber den Kurs an Samstagen und Sonntagen beantragen. Der Eigentümer der Optischen Werke, Herr Carl Reichert sen., entscheidet sich immer für Samstag und Sonntag. Damit gerät er mit den Jugendlichen in Konflikt, die wenigstens an Sonntagen »fesch aussehen und ausgehen« wollen.

»In der Mollardgasse war eine riesige Versammlung, lauter Lehrlinge, die in die Schule gehen. Und einer hat gesprochen, also das war kein Lehrling, sondern das war wahrscheinlich einer von einer politischen Partei, irgendein Abgeordneter, ich kann Ihnen heute nicht sagen, wer das war. Und der hat dort gesprochen gegen diese Sonntagschule. Es war eben auch der Werkstättenunterricht am Sonntag. Und natürlich waren wir alle dafür, dass wenigstens die Sonntagschule abgeschafft wird. Letztendlich sind wir aufgefordert worden, uns zu einem Zug zu formieren und wir sind da hinein in die Mariahilferstraße, so vielleicht fünfhundert Lehrlinge sind wir da hineingezogen. Und auf einmal ist dann die berittene Polizei gekommen und hat das Ganze gesprengt. [...] Wir sind gerannt. Mit ihren Säbeln haben sie zwar nicht hingehaut, aber es hat schon genügt, wenn so ein Wächter mit einem Pferd da mitten unter die jungen Leute hineinreitet.«

Das hier von Herrn Srmcka gezeichnete Bild erinnert mich an die Hungerkrawalle im Herbst 1911 (s. Kapitel 3.1) oder auch an die Proteste während des Jännerstreiks 1917 und gegen Ende des Krieges. Die Ähnlichkeit der Demonstrationen und ihrer Niederschlagung durch Polizei und Militär erzeugt trotz der verschiedenen Anlässe eine *Kongruenz*

50 Interview 8 mit Anton Srmcka, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

der inneren Bilder von den Bedrohungen durch einen Habsburger Staat, der letztlich doch nur die Interessen der kapitalistischen Unternehmen vertritt.

5.6 Zwei Schwestern. Bei Ankerbrot und auf der Avenue de Champs Elysées

Wien Favoriten, zehnter Bezirk, in den 1920er Jahren. Das Ehepaar Goldnagl wohnt mit seinen Töchtern Hermi und Rosi im Zinshaus Knollgasse 8. Der Mann ist Kistentischler und riecht immer nach Holz. Er ist ein »unpolitischer Mann«. Aus dem Ersten Weltkrieg kehrt er mit Malaria zurück. Als er bärtig, abgemagert und verlaust und in Resten seiner Uniform an das Gangküchenfenster klopft, erkennen ihn die aus dem Schlaf gerissenen Töchter zunächst nicht. Fieberanfälle, Gicht und Schüttelfrost plagen ihn für den Rest seines Lebens. Wohl auch deshalb ist er streitsüchtig und wenig belastbar. Ab und zu schlägt er seine Frau und seine ältere Tochter Hermi. Die jüngere Rosi ist sein Liebling. Er nennt sie sein Schneewittchen. Auch grobe und kranke Männer träumen. Dass sich der Traum vom Schneewittchen auf eine ganz andere Weise erfüllen wird, kann Herr Goldnagl nicht ahnen. Seine Frau arbeitet in einem Textilbetrieb, später in der *Druckerei Berthold & Stempel*⁵¹ in Favoriten. Sie ist sehr »an Kultur« interessiert und lässt ihre beiden Töchter Schillers Gedichte auswendig lernen. Nachts näht sie Kleider und Badeanzüge für sich und ihre Töchter.

Die jüngere Tochter Rosi hat eine schwache Lunge und wird über die Amerikanische Hilfsaktion in Österreich⁵² für ein Jahr zu einer holländischen Familie geschickt, dann nach Italien und mehrmals in Erholungsheime der Stadt Wien in Niederösterreich. Sie erholt sich und beginnt auf der Schmelz mit einer Gruppe von Jugendlichen auf dem Seil zu balancieren. Als sie etwa 19 Jahre alt ist, gelingt ihr mit einem jungen französischen Artisten namens René eine Karriere auf dem Trapez. Zirkusunternehmen werden auf das junge Artistenpaar aufmerksam. Bald führen Rose und René ein glamoröses Leben, das sie nach Paris, Berlin, London, New York, Las Vegas und andere Städte führt.

Nach einem Sturz in die Manege, mehreren Knochenbrüchen und einem langen Heilungsprozess versucht Rose Gold die Aufmerksamkeit der Weltpresse nochmals auf sich zu ziehen. Ihren berühmten Sprung in den Fersenhang am Trapez führt sie vor Filmkameras von der Spitze des Eifelturms aus. Ohne Netz. Der Dokumentarfilm läuft als Vorfilm zur 1951 stattfindenden Premiere von *African Queen* mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall an der Avenue des Champs-Élysées. Ein ehemals lungenschwaches Mädchen aus Favoriten erobert ein zweites Mal die Aufmerksamkeit der Medienwelt.⁵³

51 Vgl. Hermann Hoffmann, Das Haus Berthold: 1858–1921. H. Berthold AG, Berlin 1921.

52 Vgl. Clemens Pirquet, Die amerikanische Hilfsaktion in Österreich, Wien 1920.

53 Interview 59 mit Rose Gold (Rosa Goldnagl), geboren 1917 in Favoriten, Wien 10. Die vielstündigen Interviews mit Rose Gold haben Gottfried Pirhofer und ich gemeinsam geführt.

Abb. 15: Frau Goldnagl im selbst genähten Badeanzug um 1920.



Abb. 16: Rose Gold (Goldnagl) und René. Artistenpaar um 1936.



Für Roses ältere Schwester Hermi sucht die Mutter unmittelbar nach der Pflichtschule eine Lehrstelle. Hermi hat keinen ungewöhnlichen Wunsch. Sie möchte Schneiderin werden.

»Ich wollte unbedingt Schneiderei lernen, wie ich aus der Schule gekommen bin. Und da kann ich mich erinnern, da ist meine Mamma herumgelaufen, und in der Esterházygasse (Gumpendorf, Mariahilf, Wien 6) hat sie dann endlich etwas gefunden, und da hätt ich können anfangen.«⁵⁴

Die Mehrzahl der Töchter aus Arbeiter- und Angestelltenfamilien will Schneiderin, Modistin oder Friseurin werden, und zwar »aus Neigung«, wie die Sozialwissenschaftlerin Käthe Leichter, Leiterin der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Arbeiterkammer, bemerkt.⁵⁵ Hermine's Berufswunsch ist wohl auch aus dem ausgeprägten Interesse der Mutter für modische Kleider zu erklären. Als endlich eine Lehrstelle gefunden ist, stattet

54 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

55 Vgl. Käthe Leichter, *So leben wir. 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben*, Wien o.J. (1932).

die Mutter ihre ältere Tochter mit dem Werkzeug der Schneiderin aus. Fingerhut, weiße Schürze und Schere. Doch es kommt anders, denn da ist der Vater, der über seine Tochter bestimmen will.

»Ich kann anfangen, hat es geheißen. Und wie ich am Montag hätte sollen gehen, hat mich der Vater eingesperrt, hat er mich nicht gehen lassen. Er war so borniert und hat gesagt: Ja, da wirst du blind, und dass du bucklig wirst und blind! Den anderen den Trottel machen, kommt nicht in Frage! – und da hat er mich eingesperrt und hat mich nicht hingehen lassen. Also ich hab Rotz und Wasser geheult natürlich, weil das wollt ich mit Leidenschaft. Na aber da ist nichts draus geworden. – An das denk ich mein ganzes Leben lang!«⁵⁶

Das störrische und patriarchale Verhalten des Vaters lässt sich wohl auch aus seinen physischen und psychischen Verletzungen verstehen. »Er war krank vom Krieg«, sagt seine Tochter Hermi. Einige Wochen danach entschließt sich die Mutter, ihre Arbeit in einer kleinen Wäschefabrik, die Hemden nach Maß und Damenkleider anfertigt, aufzugeben. Sie überredet den Firmeneigentümer, Herrn Lampl, an ihrer Stelle ihre Tochter Hermi als Lehrling aufzunehmen. Sie hat Erfolg. Für Hermine beginnt eine Lehrzeit, die jedoch vom Wäschefabrikanten nicht als Ausbildung, sondern als billige Lohnarbeit angelegt ist.

»Da hab ich müssen Kragen nähen und dann ausliefern und kassieren. Und wenns zum Urlaub (zum gesetzlichen Anspruch auf Urlaub) gekommen ist, bin ich natürlich entlassen worden. Und dann hat er mich wieder frisch aufgenommen. Da hab ich zwanzig Schilling in der Woche verdient, zwanzig Schilling!«

Es ist das Jahr 1931, Weltwirtschaftskrise. Textilfirmen beschäftigen ihr Personal nur noch saisonal. Sobald das Saisongeschäft abgewickelt ist, werden Mädchen und Frauen entlassen, damit ihnen kein Urlaubsanspruch entsteht. Frau Goldnagl muss die »Stehzeiten« der Tochter jeweils finanzieren. Solange sie verdient, liefert Hermi »schön brav«, wie sie sagt, ihren Wochenlohn an die Haushaltskasse ab. Nur einen von zwanzig Schillingen darf sie behalten. Bis 1936 bleibt sie in der Wäschefabrik. Als sie zum wiederholten Mal entlassen wird, beschließt sie, den Arbeitgeber zu wechseln. Die genaue Kenntnis der Gassen und Straßen in Favoriten hilft ihr bei der Suche nach einem geeigneten Arbeitsplatz.

»Ich bin alle Firmen abgegangen. Im zehnten Bezirk sind ja sehr viele Firmen. Da gibts ja, von der Favoritenstraße angefangen, bei der Katharinengasse bis zur Triester Straße, da hats den Heller (eine Süßwarenfabrik, »Zuckerlfabrik« im Volksmund) gegeben, am liebsten hätt ich ja beim Heller gearbeitet, oder beim Schmidt (Viktor Schmidt & Söhne, Schokoladenfabrik), da war noch der Schokoladen-Schmidt auf der Favoritenstraße herunten. Na dann hab ich das alles abgeklappert.«

56 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

Schließlich findet sie – »da war schon der Hitler da« – ein Inserat der Firma *Ankerbrot* in der Zeitung. Ankerbrot wird als einer der ersten Großbetriebe Wiens »arisiert«. Ab 15. März 1938 hat die Firma eine »rein arische Leitung und beschäftigt 1600 arische Mitarbeiter«, meldet die Geschäftsleitung in einer Annonce zwei Tage nach dem Anschluss. Hermine Goldnagl stellt sich vor und wird als Putzfrau aufgenommen. Einem Direktor, dem sie über den Weg läuft, fällt sie auf. Die langen Zöpfe hat sie längst abgeschnitten. Dank der Fähigkeit der Mutter zur Schneiderei ist sie auch bei der Arbeit gut gekleidet. Der Direktor ist irritiert: »Was machen denn Sie da?«, was so viel heißt wie: Sie haben hier wohl nicht die zu Ihnen passende Arbeit! »Melden Sie sich morgen in meinem Büro!« Hermine Goldnagl wechselt in den Expedit (Warenausgang) des Unternehmens. Dort lernt sie eine mechanisierte Form der Datenverwaltung, ein System von Steckkarten (»Hollerith-System«) zu bedienen, mit dem die Lieferung der Backwaren an die zahlreichen Filialen des Unternehmens in Wien und in anderen Städten verwaltet wird. Die Mechanisierung des Expedits, der bald Automatisierungen folgen, reduziert die Chancen der jungen Angestellten auf einen beruflichen Aufstieg. Siegfried Kracauer schreibt ungefähr zu dieser Zeit:

»Kein Geringerer als Emil Lederer⁵⁷ nennt es eine objektive Tatsache, wenn man behauptet, daß die Angestellten das Schicksal des Proletariats teilen. [...] die Proletarisierung der Angestellten ist nicht zu bezweifeln. Jedenfalls gelten für breite, im Angestelltenverhältnis befindliche Schichten ähnliche soziale Bedingungen wie für das eigentliche Proletariat. Es hat sich eine industrielle Reservearmee der Angestellten gebildet. [...] Ferner ist die Existenzunsicherheit gewachsen und die Aussicht auf Unabhängigkeit nahezu völlig geschwunden. Kann danach der Glaube aufrechterhalten werden, daß die Angestelltenschaft so etwas wie ein »neuer Mittelstand« sei?«⁵⁸

Kracauer hat gewiss recht, unterschätzt aber, meine ich, die kleinen Privilegien der vorwiegend weiblichen Büroangestellten und ihre nicht immer unbegründete Hoffnung auf eine »gute Partie«, die Heirat mit einem leitenden Angestellten. Hermine Goldnagl verdankt ihren »Aufstieg« in die Verwaltung der Ankerbrot-Fabrik zu einem guten Teil ihrem Aussehen und ihren Fähigkeiten, sich gut zu kleiden, zu frisieren und zu schminken. Sie verschafft damit auch der Herkunftsfamilie wirtschaftlichen Zugewinn, denn der Großteil ihres nun höheren Gehalts geht an die Haushaltskasse.

Noch eine Bemerkung zur Arbeit im Expedit des Großbetriebs Ankerbrot. Selbst an diesem Ort hoher ökonomischer Rationalität bestimmt ein Direktor über die beruflichen Chancen einer jungen Frau nach ihrem Aussehen. Offenkundig hat seine betriebliche Entscheidung eine erotische Komponente. Mädchen im Büro sind hübsch angezogen

57 Emil Lederer studiert Jus und Nationalökonomie an der Universität Wien bei den Professoren Philippovich, Böhm-Bawerk und Wieser. Im Sommersemester 1910 übersiedelt er nach Heidelberg und wird Redaktionssekretär des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, das er 1921 bis 1933 gemeinsam mit Joseph Schumpeter und Alfred Weber herausgibt.

58 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten*. Aus dem neuesten Deutschland, (1929) Frankfurt a.M. 1971, 13. Vgl. Erna Appelt, *Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten. Die weiblichen Angestellten Wiens zwischen 1900 und 1934*, Wien 1984.

und geschminkt, die Fingernägel immer lackiert. Das Ansehen und die Laune des Abteilungsleiters verbessern sich, wenn er attraktive junge Frauen um sich hat. Erotik und Ästhetik bestimmen den Warenwert der weiblichen Arbeitskraft mit. Bei Männern trifft ähnliches zu – etwa im Textilhandel, wo die Verkäufer und Abteilungsleiter die von ihnen angebotene Ware zur Schau tragen. Das bürokratische Instrumentarium (»Hollerith-System«) bei Ankerbrot ist um 1938 technologisch auf dem letzten Stand. Hermine berufliches Glück wird möglich in einer Welle der Tertiärisierung, des Ausbaus der Dienstleistungen in der kapitalistischen Gesellschaft der 1920er und 1930er Jahre. Auch hier bestätigt sich also: ‚Jugend‘ ist vor allem eine Phase der Transition und Zubereitung von geeigneten Arbeitskräften in der Produktionsweise der Hohen Moderne. Ihre systemische Funktionalität ist aber nicht auf die Erwerbsarbeitsleistung beschränkt, wenn Jugendliche die Produkte der Unternehmen kaufen und wie männliche und weibliche Models der Hohen Moderne zur Schau tragen.

5.7 Dienstmädchen

Im frühen 20. Jahrhundert ist der häusliche Dienst nicht mehr, was er über Jahrhunderte war. In europäischen Städten wird er zu einer immer kürzeren *transitorischen Phase* im Erwerbsleben junger Mädchen und Frauen. Die meisten wandern aus der Provinz in Großstädte wie Berlin, Paris oder Wien mit dem durchaus komplexen Ziel, Arbeit zu finden, Vorzüge der Großstadt zu genießen und sich auf ein Leben nach der Erwerbsarbeit als Hausfrauen und Mütter vorzubereiten. Ihre Erwerbsarbeit ist in ökonomischer Hinsicht und in ihrem Lebensentwurf vor allem eine Phase der Akkumulation notwendiger Mittel für die Gründung einer Familie und eines eigenen Haushalts. Sobald sie einen ihnen passend erscheinenden Partner gefunden haben, heiraten sie und werden Hausfrauen und Mütter. Es ist also eine mehrfache Transition: vom Land in die Stadt, vom häuslichen Dienst in die Lohnarbeit in Industrie, Gewerbe und Handel und vom Status der ledigen jungen Frau in den der verheirateten Hausfrau und Mutter. Diesen dreifachen Übergang zu bewältigen ist für Mädchen und junge Frauen herausfordernd. Es ist ein Lernprozess, den sie ohne ihre Freundinnen nicht bewältigen würden. Sie vermitteln einander Wissen und Erfahrung und warnen vor Gefahren. Geteiltes praktisches Wissen und Erfahrung gehen in die künftige Führung des Haushalts und der eigenen Elternschaft ein. Ökonomisch gesprochen mutieren Dienstmädchen zu Lohnarbeiterinnen und schließlich als Hausfrauen und Mütter zu Produzentinnen von künftigen Arbeitskräften. Ohne sie wäre der Zivilisationsprozess nach bürgerlicher und sozialdemokratischer Vorstellung gar nicht möglich. Es lohnt also, diese dreifache Transition auf der Grundlage autobiographischer Erzählungen im Detail zu studieren.

Noch im späten 19. Jahrhundert ist der häusliche Dienst die am häufigsten ausgeübte Erwerbstätigkeit von Mädchen und ledigen Frauen. Im Jahr 1900 arbeiten in Wien ca. 100.000 Mädchen und ledige Frauen als Dienstmädchen, in Berlin sind es 1905 um 148.000. Das entspricht jeweils etwa einem Drittel aller erwerbstätigen Frauen. Liegt der Anteil der Dienstboten (überwiegend Mädchen und Frauen) an der Wiener Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich konstant bei 15 %, sinkt er bis 1934 auf 2,6 % der Bevölkerung. Es entsteht, was Adelige und Bürger*innen aus ihrer Sicht

ein »Dienstbotenproblem« nennen. In Wahrheit ist es ein Problem der bürgerlichen und der kleinbürgerlichen Klasse. Die um 1910 einsetzende Automatisierung von Teilen der Hausarbeit kann Dienstbotinnen nur zum Teil ersetzen. 43 % der Dienstmädchen Wiens sind in Haushalten gehobener Beamter und freiberuflich tätiger Bürger beschäftigt.⁵⁹ In den Haushalten der Mittelklasse, der Kaufleute, Kleinhändler und gewerblichen Unternehmer werden umso eher Dienstbotinnen »gehalten«, je kapitalstärker sie sind. Je kleiner das Gewerbe oder das Geschäft, umso eher wird das Mädchen nicht nur im Haushalt, sondern auch im Kaufladen oder in der Wirtsstube eingesetzt.⁶⁰

Die meisten Dienstmädchen kommen aus einem Dorf oder einer Kleinstadt und sind mit dem städtischen Haushalt und seinen Gepflogenheiten nicht vertraut. Sie schlafen in einer kleinen Dienstbotenkammer neben der Küche oder auf einem Notbett, das abends in der Küche aufgeschlagen und frühmorgens wieder weggeräumt wird. Dass sie hier nicht lange bleiben möchten, ist nachzuvollziehen. Kleinbürgerliche Haushalte bieten die schlechtesten Wohn- und Arbeitsbedingungen und die geringste Bezahlung. Kleinbürger*innen sparen als erstes bei der Qualität des Essens für Dienstmädchen. Oft erhalten sie nur kalte Überreste des Mittagstisches.

Etwa ein Viertel aller in Wien beschäftigten Dienstmädchen kommt aus den (ehemaligen) habsburgischen Kronländern Böhmen und Mähren.⁶¹ Viele sind nicht nur auf der Suche nach Arbeit. Sie hoffen auf ein besseres Leben und eine für sie vorteilhafte Eheschließung und sparen Geld im Hinblick auf die Haushaltsgründung. Von ihren Eltern haben nur wenige eine Mitgift (»Heiratsgut« oder »Aussteuer«) zu erwarten. Deshalb verschränkt sich in der Perspektive des Dienstmädchens die Planung für einen künftigen Haushalt und einer »eigenen« Familie früh mit Planungen der sozialdemokratischen »Stadtväter«.

Vorschläge zur Reform der Wiener Gesindeordnung in den 1890er Jahren zielen auf die Regelung der Arbeitszeit der Dienstbot*innen, die Einführung von Lohnstarifen, die Wohnungsinspektion und eine obligatorische Krankenversicherung und Altersversorgung.⁶² Drei Entwürfe werden im Reichstag beraten, aber nicht in geltendes Recht umgesetzt. Die Wiener Gesindeordnung von 1911 hält an einer vierwöchigen Haltepflicht bei erkrankten Dienstbot*innen fest. Neu ist, dass die junge Frau nun auch gegen ihren Willen in eine Krankenanstalt eingewiesen werden kann. In den 1910er Jahren drängt die sozialdemokratische Presse auf die Gleichstellung des Dienstmädchens mit anderen Lohnarbeiterinnen. 1911 gründet sich der sozialdemokratische *Dienstbotenverein Einigkeit*.

Frieda Müller ist das Kind eines Kutschers und einer Hausmeisterin am Rand von Klosterneuburg bei Wien. Sie soll Dienstmädchen werden, hingegen dürfen ihre drei

59 Von den insgesamt 101.364 Dienstboten, die im Jahr 1910 in Wien beschäftigt werden, sind 44.333 Dienstboten (43,7 % aller Dienstboten) in Haushalten beschäftigt, die zur Gruppe »Öffentlicher Dienst und Freie Berufe« zählen. 31.723 Dienstboten (31,3 %) arbeiten in Haushalten von »Handel und Verkehr«, 23.805 Dienstboten (23,5 %) in »Gewerbe und Industrie«, und nur 1.503 Dienstboten (1,5 %) in der Land- und Forstwirtschaft. Vgl. Österreichische Statistik, Neue Folge 3, Heft 2 (1914), 54ff.

60 Vgl. Hugo Morgenstern, *Gesindewesen und Gesinderecht in Österreich*, Wien 1912, 97.

61 Vgl. Monika Glettler, *Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt*, München u.a. 1972, 64.

62 Ebd., 198.

Brüder in die Lehre gehen. Den ersten »Dienstposten« nimmt Frieda 1918 an. Ihre Dienstgeberin ist eine selbständige Milchfrau in Hernals (Wien 17).

»Und wie ich (von Klosterneuburg) nach Wien Hernals in Dienst kommen bin, also da ist es mir eigentlich besser gegangen, weil bei der Milchfrau hab ich ja schon einmal ein Essen gehabt, zwar einen sehr kleinen Lohn, aber trotz alldem hab ich müssen mein Gewand und alles schon allein kaufen, weil die Mutter mir ja nichts hat draufgeben können. Im Gegenteil: Da hätt man müssen noch der Mutter ein bisserl was bringen.«⁶³

»Meine Mutter hat gesagt: *Du gehst in Dienst!* Da war ich in der Canisiusgasse bei einer Gräfin, war ich im Dienst. Da war ich cirka über ein Jahr.«⁶⁴

Die verarmte Gräfin wohnt im zweiten Stock eines bürgerlichen Miethauses im 9. Bezirk. Ein winziger Raum neben der Küche wird Marias Dienstbotenzimmer. Die Gräfin kocht selbst. Maria ist »unglücklich« und fühlt sich über die Maßen kontrolliert. Einsam und verzweifelt schreibt sie der Mutter einen Brief.

»[...] und diese Frau, die alte Frau Gräfin, die war so ekelhaft, die ist überall gegangen und hat (mit der Hand) Staub gewischt. Und ich war, mein Gott, ein junges Madl war ich noch. Ich hab das gemacht, was man angeschafft hat, natürlich, aber wenn man ein paar Mal hin und hergeht, kommt der Staub wieder aus den Fugen (des Holzbodens) raus. Da hab ich der Mutter nach Hause geschrieben, wenn sie mich nicht holt, spring ich vom zweiten Stock runter. Die war gleich da, den Brief hat sie bekommen und sie war schon da und hat mich wieder nach Hause genommen.«⁶⁵

Wieder ist es die Mutter, die einen neuen Arbeitsplatz für die Tochter sucht. Bei *Meindl* in Ottakring findet sie für die Tochter eine Stelle als Hilfsarbeiterin. Maria arbeitet in der Flaschenwäscherei, im Weinkeller und im Warenlager. Hier bleibt sie immerhin zwölf Jahre. In dieser Zeit lernt sie den »feschen Straßenbahner« Anton (Toni) Noiz kennen und heiratet ihn, auch auf Wunsch und Betreiben der Mutter, denn der Mann gilt als eine »gute Partie« und ist fesch. Nach dem Bezug einer Wohnung im eben eröffneten Sandleiten Hof, einem der großen Gemeindebauten des Roten Wien (s. Kapitel 8 und Abb. 17), fordert der Ehemann seine Frau auf, die Hilfsarbeit bei Meindl aufzugeben und sich auf die Führung des eigenen Haushalts zu konzentrieren.

Der aus Tschechien zugewanderte Fassbinder Antonin Velecky hat nach dem Tod seiner ersten Ehefrau vier Kinder zu versorgen und benötigt dringend eine zweite Ehefrau und Haushälterin. Wichtig ist ihm die gemeinsame Muttersprache (Tschechisch), die Geschicklichkeit im Haushalt und eine gute Hand für die Kinder. Eine tschechische Bekannte des Fassbinders, die in Wien als Dienstmädchen arbeitet, bietet sich als Kupplerin an. Sie nimmt mit einer in Brunn lebenden Schwester Kontakt auf. Sie soll für eine Probezeit nach Wien kommen. Nach kurzer Bekanntschaft wird sie die zweite Ehefrau des Fassbinders. Innerhalb von vier Jahren bringt sie drei Kinder zur Welt. Die Familie wohnt auf Zimmer und Küche in einem Zinshaus. Tochter Franziska erinnert sich:

63 Interview 18 mit Frieda Müller, geboren 1905 in Klosterneuburg bei Wien.

64 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1903 in Ottakring, Wien 16.

65 Ebd.

»Die eine Schwester war dann in Stellung, der andere Bruder ist dann auch weg, die dritte ist ja dann auch in Stellung gewesen, nur, wie gesagt, wenn sie keinen Posten gehabt haben, sind sie nach Haus, und da waren wir dann *ziemlich gedrängt*.«⁶⁶

Für entlassene oder auf eigenen Wunsch heimkehrende Töchter ist der Haushalt der Eltern ein Refugium, ein Zufluchtsort auf Zeit. Oft schon im spätadoleszenten Alter, teilen sie die Betten im Zimmer oder im Kabinett mit anderen Geschwistern. Auch aus diesem Grund sehen sie sich rasch nach einem neuen »Dienstposten« oder einer anderen Lohnarbeit um. Auf Wunsch des Vaters geht Franziska Velesky bei einer Schneiderin in die Lehre. Als sie diese Lehrstelle mangels Neigung und Talent aufgibt, sagt der Vater:

»Du paß auf, wenn Du das nicht machen willst, dann mußt Du in den Dienst gehen! – Und ich bin in Dienst gegangen. Bin in Dienst gegangen, da war ich zuerst bei einem Grafen Gudenus als Kindermädchen [...] in Mühlbach im Waldviertel.«

Obwohl Franziska im Schloss der Grafen Gudenus am niederösterreichischen Manhartsberg als Kindermädchen aufgenommen wird, zieht sie die Gräfin nur zum Wäschewaschen und Putzen heran. Die Betreuung der jüngsten Kinder ist Aufgabe einer Kinderschwester. Für die beiden älteren Kinder ist eine Erzieherin im Schloss. Während in bürgerlichen und kleinbürgerlichen Haushalten meist nur ein »Mädchen für alles« gehalten wird, beschäftigt die Adelsfamilie auf ihrem Landsitz verschiedenes Dienstpersonal. Franziska bringt nur geringe Kenntnisse mit. Sie fügt sich »nicht so richtig drein«. Sie will weg. Als die Gräfin sie nicht gehen lässt, läuft sie einfach davon:

»Und ich bin halt abgehauen mit Hilfe der Kinderschwester, die hat mir dann geholfen, dass ich weg kann. Da hab ich dann eine Stelle in Wien bekommen, [...] das war eine gewisse Familie Hoffmann, eine Drogerie-Großhandlung, die haben ein Mäderl gehabt und da ist es mir sehr gut gegangen und da hat es mir auch gut gefallen.«

Nach kurzer Zeit wechselt Franziska Velecky über Vermittlung einer Freundin in das Haus eines Bankiers. Erst hier erhält sie die Möglichkeit, nach großbürgerlichem Geschmack kochen zu lernen.

»Da hab ich dann eine Stelle bekommen durch eine Bekannte, auch ein Dienstmädchen, die hat mich dann zum Sowitsch von Wiesenmark gebracht, im vierten Bezirk; er war Präsident der Deutschen Bodenbank, dort war ich dann. Zuerst war ich Stubenmädchen, aber da mein Kaffee so gut gerochen hat, hat der alte Herr gesagt: Franzi, der Kaffee duftet, ich möchte auch einen haben! Der hat sonst immer was anderes getrunken, Tee mit Milch, und dann hab ich ihm immer Kaffee gemacht und dann waren sie mit der Köchin nicht zufrieden und da hat dann die Hausfrau gesagt: Franzi, wenn Sie kochen lernen wollen, wir wären sehr dafür! [...] Sag ich: Jo bitte, net, und war sie vierzehn Tage mit mir in der Küche und hab ich kochen gelernt.«

66 Interview 17 mit Franziska Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

Bemerkenswert scheint mir die patriarchale Güte des alten Hausherrn, ein wiederkehrender Topos in den Erzählungen ehemaliger Dienstmädchen.⁶⁷ Sieht die Hausfrau ihre Aufgabe darin, das Dienstmädchen auszubilden und in jeder Hinsicht zu kontrollieren, sehen ältere Herren in jungen Dienstmädchen entweder eine Tochter oder das Ebenbild einer jungen Geliebten. Dass manches Dienstmädchen sexuell missbraucht wird, kommt in mündlichen Erzählungen nur andeutungsweise zur Sprache. Offenbar verbietet es die Scham, davon zu erzählen. Die sozialdemokratische Abgeordnete Adelheid Popp bringt eine Reihe von Fällen zur Sprache. Werden die Dienstmädchen schwanger, entlässt sie die Herrschaft. Sie gehen wieder in ihre Herkunftsfamilien zurück oder als Prostituierte auf die Straße, wenn sie Glück haben und sich die Mutter um das »ledige Kind« kümmert.⁶⁸ Die *Working Women's Guild von Philadelphia* berichtet um 1900 über die Klage der Dienstmädchen, sie würden darunter leiden, dass »Herren und Söhne des Hauses« »unhöflich« mit ihnen umgingen.⁶⁹

Zurück zu Franziska Velecky. Im Haus des Bankiers Sowitsch von Wiesenmark droht solches Ungemach nicht. Franziska fühlt sich wertgeschätzt und gut behandelt. Im Sommer fährt sie mit der Familie »in die Tschechei auf Erholung« und genießt die Annehmlichkeiten. Als ihr Vater 1925 stirbt und die Mutter erkrankt, wird sie zu ihrem großen Bedauern nach Hause zurückgerufen, um der kranken Mutter und den noch zuhause wohnenden Brüdern den Haushalt zu führen. Dass sie gehorcht, zeigt die Macht der Eltern und der Brüder über das Mädchen. Die Loyalitätsbindung endet oft auch dann nicht, wenn das Mädchen heiratet und in eheliche Pflichten eintritt.

Wie verläuft das Leben jener Mädchen und Frauen, die in einem weiter entfernten Dorf oder einer Kleinstadt in Niederösterreich, Böhmen oder Mähren, in der Slowakei oder in Ungarn aufwachsen und sich entschließen, in die Großstadt zu gehen? Wie nähern sie sich diesem »Moloch«, der in der zeitgenössischen Literatur, aber auch in der mündlichen Kolportage als so attraktiv wie gefährlich beschrieben wird?

5.7.1 Heimkehr und Flucht aus Heiligeneich

Im März 1902 wird im Wiener Brigitta-Spital das erste Kind einer ledigen niederösterreichischen Kleinbauerntochter geboren. Zu dieser Zeit gehört das Entbindungsspital

67 Vgl. Karin Walser, Der Zug in die Stadt. Berliner Dienstmädchen um 1900. In: Sigrid Anselm, Barbara Beck, Hg., Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins, 1987, 75–90, 86; dies., Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900, Frankfurt a.M. 1986.

68 Adelheid Popp, Haussklavinnen. Ein Beitrag zur Lage der Dienstmädchen, Wien 1912, besonders 28ff.

69 Die Umfrage unter 600 Arbeiterinnen aller Branchen ergibt, dass die überwiegende Mehrzahl den Job in Industrie oder Gewerbe dem häuslichen Dienst vorzieht. Sie geben dafür folgende Gründe an: 1. Mangel an Freizeit und unaufhörliche Beaufsichtigung. 2. Verletzung der Selbstachtung durch das häusliche Regime. 3. »endlose« Arbeitszeit. 4. »kränkende Behandlung« durch die Herren und Söhne des Hauses. 5. kein eigenes Zimmer. 6. Verlust der Achtung anderer Arbeiterinnen. 7. keine Möglichkeit, Freunde zu empfangen. Vgl. H. Campbell, *Prisoners of Poverty*, Boston 1900, 240ff., zitiert nach Lilly Braun, Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite, (1901) Berlin/Bonn 1979, 414.

einem privaten Verein. Später wird es von der Stadt renoviert und in das Gesundheitssystem des Roten Wien eingegliedert. Verheiratete, ledige und mittellose Mädchen und Frauen entbinden hier unter ärztlicher Aufsicht, auch wenn sie nicht krankenversichert sind. Das Neugeborene der Kleinbauerntochter aus Heiligeneich wird auf den Namen Josepha getauft und zu einer Tante in die Wiener Hüttelbergstraße (Wien 14) gebracht. Die Tante ist mit einem Fiaker verheiratet und hat keine leiblichen Kinder. Sie behandelt Josepha wie ihr eigenes Kind. Die junge Mutter kehrt nach Heiligeneich zurück. Als weichende Erbin heiratet sie einen Häuslersohn, Josephas Vater, und wohnt mit ihm im Ausgedinge-Haus ihrer Eltern, gleich neben dem Bauernhaus. In den folgenden Jahren bringt sie noch fünf Kinder zur Welt.

Als Josepha im Jahr 1908 sechs Jahre alt geworden ist, erscheint die Mutter wieder in der Wiener Hüttelbergstraße, um die Tochter nach Hause zu holen. Der Abschied von der Pflegemutter ist schmerzvoll und die Szene am Bahnhof verheißt nichts Gutes:

»Wie wir auf die Bahn gegangen sind, da ist mir schon Angst geworden. Beim Einsteigen hab ich dann schon zu weinen angefangen, und dann bin ich zum Fenster hingegangen und hab der Tante gewunken und hab ein bißl zu weinen angefangen. Da hat die Mutter mir gleich eine Ohrfeige gegeben. Das hab ich nicht vergessen.«⁷⁰

Im Kleinhaus der Eltern und Geschwister in Heiligeneich muss Josepha erkennen, dass sie hier eine Außenseiterin ist und wohl auch bleiben wird. Jeden Tag spürt sie, dass die Mutter zu ihren jüngeren Kindern ein besseres Verhältnis hat. Josepha werden beschwerliche Arbeiten zugewiesen. Sie steht eine Stunde vor allen anderen auf, um den Küchenherd einzuheizen und ein Frühstück zuzubereiten. Nach dem Schulunterricht beginnt für sie die Arbeit im Haushalt, dann im Stall und auf den Feldern. Im Sommer 1916 wird Josepha vierzehn Jahre alt und hat die Pflichtschule des Dorfes abgeschlossen. Nun schickt sie die Mutter reihum in die Landwirtschaften der Verwandten als Dienstmagd, damit ein Maul weniger zu füttern ist. Es ist Krieg und es herrscht akuter Arbeitskräftemangel. Knechte und Bauernsöhne sind zum Militär eingezogen; ihre Arbeit müssen Mägde übernehmen.

Die Großeltern lehnen die Beziehung von Josephas Mutter mit dem »Häuslerbua« ab. Sie hoffen, die Hofübergabe bis zu einer standesgemäßen Heirat eines der leiblichen Söhne hinausschieben zu können und schließen Josephas Vater von der Hoffolge aus. Sechzig Jahre später wird Frau Neutor im Gespräch mit mir sagen, er sei »ein guter Kerl« gewesen, aber jeden Sonntag Nachmittag habe er sich in seinem Unglück beim Kartenspiel im Wirtshaus einen Rausch angetrunken, »dann ist er gekommen und hat der Mutter ein Kind gemacht«.

Die vielen Schwangerschaften und die Arbeit am Hof laugen die Mutter aus. Josepha bekommt ihre Wut zu spüren. Als sie eines Morgens verschläft, treibt sie die Mutter mit einem »nassen Fetzen« aus dem Bett. Allmählich reift der Entschluss, dem tristen Elternhaus zu entfliehen und nach Wien zu gehen, wo sie ihre ersten sechs Lebensjahre bei ihrer Ziehmutter verbracht hat. Eine wohlmeinende Nachbarin bestärkt sie darin:

70 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Brigittaspital in Wien, aufgewachsen in Hütteldorf, Wien 14 und im niederösterreichischen Dorf Heiligeneich.

»Pepi, sei nicht so dumm, lass dir das nicht gefallen. Geh nach Wien, da gehts dir zehnmal besser als daheim!« Eine ältere Frau kommt regelmäßig nach Heiligeneich, um bei Bauern Porzellan oder Besteck gegen Speck, Eier und Butter zu tauschen. Im Dorf wird sie »die Jüdin aus Wien« genannt. In einem Gespräch, von dem die Eltern nichts wissen dürfen, bietet sie Josepha an, ihr in Wien eine Stelle als Dienstmädchen zu vermitteln. An einem Sonntag packt Josepha am frühen Morgen heimlich ihre wenigen Habseligkeiten und geht zum Bahnhof. Dort trifft sie »die Jüdin«: »Ich will mit Ihnen fahren heute! – Ah jöh, kommens nur mit! sagt sie. Na bin ich mitgefahren.« Die erste Nacht verbringt Josepha in der Wohnung der »Jüdin«.

»Ich hab die ganze Nacht geweint; da ist mir erst zu Bewusstsein gekommen: Was hast du gemacht? Der Vater daheim, der wird sich kränken. Auf die Mutter hab ich gar nimmer gedacht, weil sie mich immer so abgwatschnd (geohrfeigt) hat.«

Am nächsten Tag führt »die Jüdin« Josepha zu ihrem ersten Dienstposten in der Josefstadt. Es ist ein großbürgerlicher Haushalt. Während die alten Herrschaften – »ausgefressen«, wie Frau Neutor lakonisch bemerkt – das zerfallene Habsburger Reich repräsentieren, empfindet sie das »gnädige Fräulein« und die »Herren Söhne« als Boten einer neuen Zeit. Der ältere Sohn ist Hoch- und Tiefbauingenieur und reist beruflich bis nach Russland; der jüngere wird Radioingenieur, die Tochter studiert Medizin.

Josepha schläft im Dienstbotenzimmer gleich neben der Küche. Zunächst soll sie kochen lernen. Noch nie hat sie gekocht, was in diesem großbürgerlichen Haushalt auf dem Speisezetteln steht: Tafelspitz, Wiener Schnitzel, Bouillon mit Ei, Mehlspeisen und so weiter. Die »gnädige Frau« ist ihre Lehrmeisterin. Nach wenigen Monaten kocht Josepha selbständig. Jeden Morgen geht sie nach der Zubereitung des Frühstücks auf den nahen Brunnenmarkt in Ottakring einkaufen. Von der Tochter des Hauses erhält sie abgelegte Kleider und Hüte geschenkt. Bei den Mahlzeiten serviert sie, dann darf sie sich an den Mittagstisch setzen. Die belastenden Seiten des häuslichen Dienstes spürt sie dennoch. Die Arbeitszeit ist unregelmäßig und wird an die Bedürfnisse der Herrschaften angepasst.

»Wissen Sie, dass ich da oft ganze Nächte Keks gebacken, Körbe voll Keks hab ich oft backen müssen, um vier in der Früh bin ich erst ins Bett kommen; dann hab ich denen ihre Anzüge geputzt und gebügelt, jeden Tag frisch.«

Zwei Jahre bleibt Josepha Neutor auf diesem Dienstposten, dann will sie gehen. Nur ungern lässt man sie weg: »Ein jeder war traurig.« Doch ein höherer Lohn ist ein starkes Motiv, denn Josepha will nicht für immer Dienstmädchen bleiben. Heimlich spart sie Geld für einen künftigen eigenen Haushalt. Sie wechselt in den großbürgerlichen Haushalt eines Getreidehändlers an der Getreidebörse in der Taborstraße Nr.10. Heute befindet sich das Odeon Theater in diesem wunderschönen Gebäude. Der Arbeitstag beginnt zwei Stunden später als gewöhnlich, da die Wohnung mit einem Gasherd und sogar mit einer Gaszentralheizung ausgestattet ist. Daher muss sie den großen Küchenherd nicht schon am frühen Morgen einheizen. Nach der Zubereitung des Frühstücks wäscht Josepha das Geschirr, besorgt den täglichen Einkauf auf dem nahen Karmelitermarkt und

beginnt mit der Vorbereitung des Mittagessens; danach folgt wieder der Abwasch. Bei Schönwetter geht sie nachmittags mit den zwei kleinen Töchtern der Herrschaften spazieren. Am späten Nachmittag bereitet sie Tee und bald darauf das Abendessen. Wieder Abwasch. Dann heißt es stundenlang in der Küche zu warten, ob die Herrschaften oder ihre Gäste noch Wünsche haben. Manche Gäste bleiben oft bis spät in die Nacht und bringen Josepha um ihren Schlaf. Trinkgeld legen sie unter den Platzteller. Der Arbeitstag endet für Josepha, wenn auch das letzte Geschirr abgeräumt und abgewaschen ist. Dann ist es oft schon zwei Uhr nachts. Zu Weihnachten und an ihrem Geburtstag erhält sie ein Kleid oder ein Paar Schuhe geschenkt: »Sie, die Alte, hat das veranstaltet. Sie hat mich gerngehabt. Er war ja auch recht nett zu mir, er hat immer Fräulein zu mir gesagt.«

Von der Hausfrau wird Josepha geduldet und Fini gerufen. Wie schon auf ihrem ersten Dienstposten fühlt sie sich »fast wie ein Familienmitglied«. Drei Jahre nach ihrer heimlichen Flucht aus Heiligeneich besucht sie ihre Eltern und Geschwister. Sorgfältig bereitet sie sich darauf vor. Ihr elegantestes Kleid und ihr bester Hut sind gerade gut genug. Sie will »sehr städtisch« aussehen. Die Eltern empfangen sie freundlich, bieten ihr Essen und Trinken an, »wie wenn ich ein Gast wäre«, was sie nun ja auch ist. Die Jahre als Dienstmädchen in bürgerlichen Häusern haben aus ihr – entgegen einem negativen Klischee der Literatur – eine *selbstbewusste junge Städterin* gemacht. Von ihrem Besuch im Elternhaus kehrt sie mit der festen Absicht zurück, die in Wien hinzugewonnene Freiheit niemals aufzugeben und sich nach einem passenden Ehepartner umzusehen, der diese Freiheit nicht sogleich wieder zunichte macht. Das ist leichter gesagt als getan, denn wie soll sie ihn finden?

Ausgang ohne die beiden kleinen Kinder der Herrschaft hat sie nur an Sonntag Nachmittagen für zwei oder drei Stunden. Dann besucht sie ihre Tante und geht mit Freundinnen, Dienstmädchen aus der nächsten Umgebung, in den nahen Wurstelprater. Die bunten Lichterketten und die Ausrufer, die ihr Publikum in Spiegelkabinette und Geisterbahnen locken, faszinieren die Mädchen. Aber sie gehen nirgends hinein. Sie geben kaum Geld aus. Höchstens ein Eis gönnen sie sich. Die Freundinnen sind sich einig, dass es klüger und auch notwendig sei, Geld für den künftigen eigenen Haushalt zu sparen. Sie beraten einander, wie eine ihren Vorstellungen entsprechende »Aussteuer« zusammenzustellen sei. Anders als viele Dienstmädchen schickt Josepha kein Geld nach Hause. Sie spart den Großteil des Lohnes und schafft damit nach und nach ihren Hausrat an. »Fünf Bettzeuge hab ich gehabt, Handtücher, Geschirrtücher zwölf, ein rosa, ein lichtblaues und drei weiße Bettzeuge, Frottierhandtücher, die waren damals noch teuer, Tischtücher und Essbesteck«. Sogar »ganz neue Möbel« für ein Schlafzimmer kauft sie schon. Da in ihrem kleinen Dienstbotenzimmer freilich kein Platz dafür ist, stellt sie die Möbel gegen ein Entgelt in einer stillgelegten Fabrikshalle ein.

»Mahagonimöbel, die hab ich heute noch, wissen Sie wie schön die noch sind? Zwei Kästen, eine Psyche, zwei Betten und zwei Nachtkästchen, die Nachtkästchen mit so dicken schönen Glasplatten«.

Einen Bräutigam hat Josepha noch nicht, aber dass sie eines Tages heiraten wird, steht für sie wie für ihre Freundinnen fest. Die Gespräche der Mädchen kreisen häufig um ihre Zukunft als Hausfrauen und Mütter. Was wäre auch die Alternative? Der Sonntagsaus-

flug endet gegen fünf Uhr nachmittags. Dann müssen die Mädchen wieder in die Haushalte ihrer Dienstgeber zurück, um den Nachmittagstee und bald auch das sonntägliche Abendessen vorzubereiten. Fünf Jahre bleibt Josepha im Haus des Getreidehändlers und seiner Ehefrau. Im letzten Jahr lernt sie ihren späteren Ehemann kennen. Er wohnt nur wenige Häuser entfernt und macht »dem Fräulein« »den Hof«. Ich komme darauf zurück.

5.7.2 Die Tochter eines Handwerkers in Müglitz geht nach Wien

Die Tochter eines angesehenen Schustermeisters in der der Stadt Müglitz im östlichen Mähren will nach Absolvierung der Pflichtschule Kindergärtnerin werden. Sie beginnt die Ausbildung, doch da sie an der Lunge erkrankt, scheitert dieser Plan. Als sie 16 Jahre alt georden ist, wird sie von den Eltern nach Wien geschickt. Das ist nicht Amerika, aber auch hier lebt ein »reicher Onkel«, ein Direktor jener *Südbahngesellschaft*, die unter anderem die Strecke Wien-Triest betreibt. Die Ehefrau des Direktors hat gerade ihr einziges Kind verloren und will Maria »an Kindes Statt« aufnehmen.

»Da haben wir in Wien einen reichen Onkel gehabt, der war Direktor bei der Südbahn, ein Bruder meiner Großmutter. Und die Frau hat ein Kind gehabt und das Kind ist gestorben. Sie hat es mit Pomp begraben lassen, in einem Metallsarg, das kleine Kinderl, und am nächsten Tag, wie sie zum Grab kommt, das ist so Usus, war das Grab offen und der Sarg gestohlen, ist das Kind, in die Windeln gewickelt, auf der Erde gelegen. Hat sie dann einen Holzsarg gekauft und das Kind nocheinmal begraben lassen. Und die haben mich wollen, absolut hat der Onkel mich wollen haben! Also bin ich nach der Kindergartenausbildung da hingefahren. Er hat mir das Reisegeld geschickt, der Onkel, der Großonkel wars, und ich bin nach Wien gekommen. Wissen Sie, was die Frau aus mir gemacht hat? Einen Trampel, einen *Dienstboten*! Ich hab müssen um fünf in der Früh aufstehen, ich hab müssen die Küche waschen, den weißen (Küchen)Boden waschen, dass, wenn sie aufgestanden ist, die Küche schön sauber ist. Kurz, es hat nicht geklappt. Mit dieser Frau war nichts anzufangen, nichts, gar nichts! Und dabei hat sie gesagt, sie nimmt mich an Kindesstatt an. Den Hund hat sie im Speisezimmer ins Fauteuil gelegt, hat ihm Wasser hingegeben auf den Sessel und hat ihn in ein Häckeltuch eingewickelt, dass im ja nicht kalt ist, und ich hab müssen die Betten vom Boden (Dachboden) – es war im Jänner, wie ich da hergekommen bin – vom Boden runterholen, ich hab in der Küche so ein Aufklappbett gehabt, ein Tafelbett. Und die Frau hat drei Zimmer gehabt, und hat keinen Platz gehabt für ein Mädll!«⁷¹

In verzweifelten Selbstgesprächen bittet Maria ihre Mutter, sie aus der misslichen Lage zu befreien. Das mündliche autobiographische Erzählen zeigt seine Vorzüge. Es wird auch erinnert und erzählt, welche Überlegungen und Gefühle einer Handlungsentscheidung vorausgehen oder ihr folgen.

»Mutter, Mutter, wenn du einmal sehen tätest, was ich da mitmach! Die möchte sagen: Pack dich zamm und gemma ham! Und da hab ich mir gedacht, so geht das nicht

71 Interview 1 mit Maria Schauburger, geboren 1897 in Müglitz, Mähren.

weiter, das halte ich nicht aus auf die Dauer. Und die Mutter hat geschrieben: Liebe Ritschi – daheim hab ich Ritschi geheiß – wenn Du nicht aushaltest, komm heim, weil die Frau Nolz wartet auf dich, die wird jetzt bald niederkommen, die wartet auf dich. Das hat sie mir geschrieben. Und da hat es mir dann überhaupt nicht mehr gefallen in Wien. Zum Gabelfrühstück (zweites Frühstück um neun Uhr) hat sie mir gegeben ein Stück Brot und drei Radeln Krakauer. Hab ich müssen sagen: Küß die Hand, vergelts Gott gnädige Frau! Und in der Früh, wenn sie aufgestanden ist, mußte ich ihr die Hand küssen! Ja am Bett mußte ich ihr die Hand küssen und sagen: Guten Morgen, küß die Hand gnä Frau! Ihm nicht, er war ja lieb, er hat gesagt, mach dir nix draus, Ritschi, mach dir nix draus!«

Die Gattin des Direktors legt großen Wert auf einen herrschaftlichen Lebensstil. Er wird für sie um so wichtiger, als der Gehalt ihres Ehemannes in der hohen Nachkriegsinflation an Kaufkraft verliert. Dienstmädchen sind in der von materiellen Verlusten bedrohten Mittel- und Oberklasse ein lebender Widerspruch. Sie tragen zum bürgerlichen Lebensstil bei, wenn sie sich gegenüber der Herrschaft untertänig und im Wortsinn servil verhalten, zugleich stören sie aber die erwünschte Privatheit, vor allem wenn es an einem geeigneten Raum für das Dienstmädchen fehlt.⁷² Die Aufkündigung des quasi als Adoption dargestellten Dienstverhältnisses ist kompliziert.

»Und dann hat mir eine gute Freundin geschrieben, weißt was, tu ihr einmal die Wäsche schlecht waschen, dann lässt sie dich freiwillig gehen, weil sie hätt mich ja nicht gehen lassen. Und wie wenn mir jemand das eingegeben hätte, hat sie (die Hausherrin) ein Kaffeetuch gehabt, ein gelbes, und ich hab mir gedacht, das wird eh nicht ausgehen und steck es mit der weißen Wäsche zusammen und kochs. Natürlich hat die ganze Wäsche gelbe Flecken gehabt. Nächsten Tag sagt sie zu mir: Maria! – hat sie mir die Briefe von meiner Freundin vorgelesen, die ich in einer Schuhschachtel hinter der Kredenz versteckt hab – wenn Du schon nach Haus fahren willst, dann hättest Du mir sagen sollen, aber nicht mir die Wäsche verwaschen, damit ich Dich fahren lasse! Hab ich gesagt: Beim Tischtuch hab ich Pech gehabt, das hab ich Ihnen nicht mit Absicht gemacht. Das war halt ein Pech. Aber wenn Sie mich heimfahren lassen, dann bittschön, ja. In drei Tagen können Sie gehen! Na war ich zu Tode froh, am liebsten hätt ich gleich zusammengepackt. Hab ich gedacht, wenn sie mich nur heut schon fahren ließe, in drei Tagen überlegt sie sichs am Ende wieder. Na bin ich dann heim zur Frau Nolz, hab ich meinen ersten Posten gehabt zu zwei Kindern. Bin ich dann nach Marienbad übersiedelt.«

Nach einigen Jahren als Kindermädchen im böhmischen Kurort Marienbad lernt Maria den Wiener Automechaniker Schauburger kennen, der zu dieser Zeit Chauffeur für bürgerliche Herrschaften in Marienbad ist. Die beiden befreunden sich und Mitte der 1920er Jahre ziehen sie zusammen nach Wien. Zunächst bewohnen sie eine Zimmer-Küche-Wohnung in einem Zinshaus. Mit Hilfe eines Bezirksfunktionärs der SDAP erhalten sie 1929 eine kleine Wohnung im Karl-Marx-Hof zugeteilt. Maria Schauburger bleibt kinderlos. Sie nutzt die Zentralwäscherei und lobt ihre großen Vorteile (s. Kapitel 8.4.1). Stun-

72 Vgl. Karin Walser, *Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900*, Frankfurt a.M. 1985.

denweise geht sie als »Bedienerin« zu »Frau Hofrat Justinian«. In ihrem eigenen Haushalt wendet sie alle Kenntnisse an, die sie als Dienstmädchen in bürgerlichen Häusern erworben hat. Kein Stäubchen soll man in ihrer Wohnung finden. Ein Portrait der »Frau Hofrat Justinian, meine Beschützerin, die hat mir viel Gutes getan« – hängt noch 1985, als wir unsere Gespräche führen, in einem ovalen Rahmen über dem Fernsehapparat.

5.7.3 Vom böhmischen Dorf in die Glühlampen-Fabrik

In einem böhmischen Dorf bei Budweis wird in einer Häuslerfamilie das siebente Kind geboren und auf den Namen Anna getauft. Es ist schwächlich und häufig krank. Bald steht fest, dass es die Arbeit als Magd bei den Bauern in der Umgebung des Dorfes nicht leisten kann. Nach der Pflichtschule wird Anna im Pfarrhof als Dienstmädchen aufgenommen. Doch bald reift in ihr der Entschluss, in die Stadt zu gehen. »Der Stadt gehen sie mit der größten Erwartung entgegen«, weiß Lilly Braun um 1900 aus Befragungen.⁷³ Annas Muttersprache ist Tschechisch, Deutsch lernt sie recht und schlecht nach ihrer Ankunft in Wien. Bis ins hohe Alter spricht sie sehr einfache und kurze Sätze, die ich unverändert wiedergebe.

»Ich war nur für die Stadt. Jetzt hab ich geschaut: wer kommt? Da ist kommen eine Cousine, die is kommen von Wien, die war da bei ihrer Schwester. Na bin ich zu ihr gangen und hab gsagt: du hörst, ich möcht auch fortfahren. Sagt sie: na fahr mit. Na bin ich mitgefahren. Meine Mutter hat gleich rennen müssen ums Büchl, ums Arbeitsbüchl und ums Fabriksbüchl. Zwei hab ich bestellt gleich, weil da hat man haben müssen Büchln.«⁷⁴

Die Mutter besorgt das *Dienstbuch* für Dienstmädchen, das dem Dienstgeber vorgelegt werden muss, und auch gleich das *Arbeitsbuch* für den Fall, dass ihre Tochter Anna später in einer Fabrik oder in einem Gewerbebetrieb eine Stelle finden sollte, obwohl ihr das gar nicht gefallen würde. Frau Klimova plagt wie viele Mütter am Land die Sorge, eine Arbeit in der Fabrik könnte ihre zarte und hübsche Tochter sittlich gefährden.

»Die Mutter hat Angst gehabt, dass ich in schlechte Hände komm. Weil die Leut haben gsagt, was glaubens, lauter *Huren*, Jesus Maria! Die Leute erzählen dort, die was in Wien in die Fabrik gehen, die sind *Huren* da. Sagt sie, die Mutter, Jesus, na so was, geh lieber in *Dienst*!«

Die Pfarrersköchin empfiehlt Anna einem kinderlosen Lehrerpaa in Wien als Dienstmädchen. Die Zinshauswohnung des Lehrerpaares besteht aus einer Wohnküche und einem Schlafzimmer. Volksschulehrer*innen haben ein sehr geringes Einkommen. Dem

73 Vgl. Lilly Braun, *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite*, (1901) Berlin/Bonn 1979, 407.

74 Interview 3 mit Anna Klimova (Prechtl), geboren 1900 in einem böhmischen Dorf bei Budweis.

Dienstmädchen zahlt das Lehrerpaa zwei Kronen in der Woche, etwa die Hälfte einer Lehrlingsentschädigung in diesem Jahr.⁷⁵

Schon nach wenigen Wochen verlässt Anna Klimova den Lehrer-Haushalt. Über Vermittlung einer Cousine, die für eine Großwäscherei auf einem Pferdefuhrwerk mitfährt, beginnt sie als »Mitfahrerin«. Sie liefert gewaschene Wäsche in Körben in die bürgerlichen Haushalte des 18. und 19. Bezirks und holt von dort schmutzige Wäsche ab. In Wien herrscht 1918 akuter Mangel an Nahrungsmitteln. Anna bettelt dem Hauspersonal der bürgerlichen Kunden oft »ein Stück Brot« ab: Brot aus Kukuruzmehl. Mit ihrer neuen Arbeit muss sie auch eine neue Unterkunft finden. Sie zieht zu ihren Cousinen, die ein Zimmer in Untermiete bewohnen. Anna sagt, sie sei hier »zu Bett«, bezeichnet sich also als »Bettgeherin«. Für das Bett und das von den Cousinen zubereitete Frühstück, Malzkaffee und Brot, zahlt sie ein geringes »Bettgeld«.

Cousine Kathi hat »ein Verhältnis« mit einem Meister der *Elektrische Glühlampenfabrik Watt* in Wien Nussdorf, Heiligenstädter Straße und Grinzinger Straße. Die Watt AG ist die größte Glühlampenfabrik in der Habsburger Monarchie. 1913 beschäftigt sie an die 1.500 Personen.⁷⁶ Der Meister vermittelt Kathi und ihrer Cousine Anna Arbeit als Hilfsarbeiterinnen in der Watt AG. Abermals zeigt sich, dass auch in der Elektroindustrie, die doch als eine der neuen Leitindustrien gilt, Arbeitsplätze über persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen vermittelt werden. Eines Montags erscheinen Anna und Kathi einfach nicht mehr in der Wäscherei und fangen in der Glühlampenfabrik an. Erst Tage später holt Anna ihr *Arbeitsbuch* vom Wäschereibesitzer, um es im Personalbüro der Watt AG vorzulegen.

Es wird in zwei Schichten gearbeitet, von sechs Uhr früh bis vierzehn Uhr und von vierzehn Uhr bis zehn Uhr abends; im Vergleich zum häuslichen Dienst eine berechenbare Arbeitszeit und eine festgelegte Freizeit. Die Arbeit ist eintönig, doch das stört Anna offenbar nicht, es sei doch »eine saubere und leichte Arbeit«. Die Zerlegung der Produktion in eine Reihe von Teilarbeiten führt dazu, dass sie sich Jahrzehnte später nicht mehr an das fertige Produkt, die Glühbirne, erinnert, sondern nur an ein von ihr tausendfach hergestelltes, winziges Teil. Sie spricht darüber, als hinge sie irgendwie noch immer an dieser Arbeit: »In der Watt wars schön. Da hab ich Spiralen gemacht, Spiralen.«

Solange sie noch keinen Freund hat, besucht Anna an Sonntagen mit ihrer Cousine Kathi einen kleinen Rummelplatz in Nussdorf, den sie als »Prater« bezeichnet.

75 Eine um die Jahrhundertwende in den USA von der *Working Women's Guild* von Philadelphia veranstaltete Umfrage unter 600 Arbeiterinnen ergibt, dass die große Mehrzahl den Job in Industrie oder Gewerbe dem häuslichen Dienst vorzieht. Sie geben dafür folgende Gründe an: 1. Mangel an Freizeit und unaufhörliche Beaufsichtigung. 2. Verletzung der Selbstachtung durch das häusliche Regime, 3. »endlose« Arbeitszeit, 4. kränkende Behandlung (sic!) durch die Herren und Söhne des Hauses, 5. kein eigenes Zimmer, 6. Verlust der Achtung anderer Arbeiterinnen, 7. keine Möglichkeit, Freunde zu empfangen. Vgl. H. Campbell, *Prisoners of Poverty*, Boston 1900, 240ff., zitiert nach Lilly Braun, *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite*, (1901) Berlin/Bonn 1979, 414.

76 Vgl. Franz Mathis, *Big Business in Österreich: Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen*, Wien/München 1987, 348–350.

»Naja, da war Prater da hinten. Der war da bei der Kirche, da war Prater. Ein Ringelspiel war dort, heute ist das nicht mehr. Dort neben der Kapelle war eine Wiese, dort war ein Ringelspiel. Dort sind wir immer hingegangen.«

Auf die Frage, was sie daran anziehend findet, antwortet sie: »Na hutschen!« Seit ihrer Kindheit liebt sie das Schaukeln, das sie ins Tagträumen bringt. Die befreundeten Mädchen gehen gern zu diesem Rummelplatz, weil er nicht weit ist und sie dort kein Geld ausgeben müssen. Auch treffen sie hier andere Mädchen aus der Watt Fabrik, Burschen sieht man hier selten. Es ist Krieg und viele sind eingerückt. So wird der kleine Rummelplatz vor allem ein Treffpunkt der jungen Mädchen. Den größeren Teil ihres Lohnes sparen auch sie für die Ausstattung eines künftigen Haushalts. Ich nehme an, dass sich viele ihrer Gespräche um die von ihnen imaginierte Zukunft als Hausfrauen und Mütter drehen.

»Prater war schön. Wir haben uns zusammengesetzt, haben mit Blumen gespielt. War schön. Und dann hab ich meinen Mann kennengelernt. Und dann wars aus.«

Annas künftige Ehemann ist ein »blonder Deutscher«, ein Österreicher namens Prechtel. Als Streckenarbeiter der Eisenbahn bleibt er von einer Einberufung verschont. Nachdem das Paar schon sieben Monate in einem Bassena-Haus lebt, heiratet es im April 1921. Aus Anna Klimova wird Frau Prechtel. Bis zur Geburt des ersten Kindes bleibt sie in der *Elektrische Glühlampenfabrik Watt*. 1929 bezieht sie mit Mann und Kind eine Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung im Karl Marx-Hof. Herr Prechtel erwartet, dass seine junge Ehefrau die Arbeit in der Glühlampen-Fabrik aufgibt. Sie folgt ihm aufs Wort. Der letzte Satz im obigen Zitat »Und dann wars aus.« bezeichnet das Ende einer kurzen Jugend, die von den weiblichen Peers aus der Wäscherei und danach aus der Watt AG und dem nahe gelegenen Rummelplatz als einem Treffpunkt der Mädchen geprägt ist.

